Wehrverfassung, Kampfweise und Kriegführung der drei indogermanischen Völker in der Reihenfolge, in der sie geschichtlich hervorgetreten sind. Am Schluß gibt K. eine knappe Zusammenfassung seiner Ergebnisse. Ein umfangreicher Stoff ist berücksichtigt worden. Wenn sicher auch manches noch klarer herausgearbeitet werden kann und durchgehend die Bedeutung der bündischen neben den sippenmäßigen Gliederungen vernachlässigt ist, so ist doch diese Arbeit wertvoll und brauchbar. Für den Abschnitt über die Germanen konnte leider die wichtige Untersuchung von R. von Kienle, Germanische Gemeinschaftsformen (Stuttgart, 1939, Kohlhammer-Verlag; Deutsches Ahnenerbe, Arbeiten zur Germanenkunde, Band 4) nicht herangezogen werden. Zu Küsters Ausführungen über die germanische Hundertschaft ist jetzt Kienles klärende Darstellung (insbesondere auf S. 213 ff. seines Buches) zu vergleichen. Besonders hervorheben möchte ich die Ausführungen des Verfassers zu den Schlachten des Arminius. Seine Vermutung, daß der „Überläufer" durch den Germanicus den Ort der Schlacht erfuhr, nichts anderes war als ein Herold des Arminius, hat viel für sich. Danach hätte sich also Arminius bei dieser entscheidenden Schlacht an die heimischen religiösen Formen gehalten, die die Einleitung einer Schlacht regelten (vgl. S. 141 f.). Vorbildlich ist jedenfalls, daß hier der Versuch gewagt wird, die Überlieferungen mehrerer indogermanischer Völker zusammen zu behandeln und für ein wichtiges Gebiet ihres Lebens die gemeinsamen Züge herauszuarbeiten. Es ergibt sich so auch für manche germanische Sitten ein weit höheres Alter, als es nach den einheimischen Quellen allein erwiesen werden kann.

Otto Huth

Opfersagen des Hausgeist- und Zwergkultes. Von Heinrich Rühmann. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1939. RM. 2,—.

Die Studie von H. Rühmann geht den kultischen Hintergründen der Volkssagen von den Hausgeistern und Zwergen nach. Die Fruchtbarkeit dieser neuen Fragestellung ist durch verschiedene Arbeiten in neuerer Zeit erwiesen worden, sie bewährt sich auch hier. Mancher bisher schwerverständliche Zug in diesen Sagen wird aufgehellt, so z. B. die weitverbreitete Sage, die vom Auszug der Zwerge erzählt. Wer sich mit den Zwergensagen beschäftigt, wird diese Untersuchung zu beachten haben. Sie ist durchaus zu begrüßen; daran ändert auch der Umstand nichts, daß die Einteilung des Stoffes wenig glücklich ist und sich mehrfach zumindest ungeschickte Formulierungen finden. Der Einfluß des Christentums auf die Volksüberlieferungen wird vom Verfasser zu wenig berücksichtigt. Erfreulich dagegen ist seine klare Absage an den Positivismus.

Otto Huth

Zwiesprache

Die Frage nach Sinn und Bedeutung der Trojaburg hat seit Krause immer erneut die Volkskunde und Vorgeschichte beschäftigt. Friedrich Mößinger geht an seine Deutung von der Seite des Tanzes heran und zieht die Linie zwischen Trojaburg und dem kultischen Tanz um den Baum als dem Welt- und Lebenssinnbild. J. O. Plassmann weist einen Zusammenhang zwischen der sinnbildlichen Darstellung der Trojaburg als Torzeichen eines Bauernhauses und dem Brauch des Labyrinthtanzes unter dem Hoftor auf. Die Möglichkeit einer Beziehung des Haferradmähens zu Trojakult und -tanz wird von Heinrich Winter verneint. Er zeigt jedoch, daß im Radmähen und Hafertreiben uralte Bräuche noch heute lebendig sind, deren Tiefenkraft die Worte des alten Bauern tragen, der, nach seiner Mähart befragt, antwortete: „Ich mäh' die Sunn raus!"

Die „Lebensbilder deutscher Soldatenlieder" führen uns heute in die Zeit des niederländischen Freiheitskampfes der Geusen, in der aus germanischem Kampfempfinden und Freiheitswillen sich Lieder formten, die deutscher Art tief verwandt, uns heute fester Besitz geworden sind, wie vor allem der nationale Feierhymnus, das „Niederländische Dankgebet".

Ein Aufsatz von Mathias Insam berichtet über die Rolle, die das Wiesel, einst das germanische Göttertier, im Volksglauben Südtirols spielt und welche Umdeutung es durch das Christentum erfuhr. — Br. Schweizer legt dar, daß sich in „Freund Hain" ein Erbe aus germanischer Zeit verbirgt und der „Friedhof" ein umhegter Sippenplatz, der „Sippenhag" oder „Freundhag" ist.

Als „Erwecker der Vorzeit" werden zwei Vorkämpfer der Vorgeschichts- und Germanenforschung, ihr Leben und Wirken gewürdigt. S. H.

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Anzeigenleiter: Hans Boehm, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11.
Druck: Georg Koenig, Berlin C 2.

Germanien
Monatshefte für Germanenkunde
Heft 9 1940 September

Soldatenmärchen

Von Paul Zaunert

I. Vom Landsknecht bis zu Grimmelshausen

Soldatenmärchen, das können erstens Märchen sein, die von Soldaten erzählt werden, zweitens solche, die von Soldaten handeln.

Soldaten als Erzähler oder Weitererzähler sind naturgemäß in der Geschichte unseres Märchens nichts Seltenes, sie begegnen uns schon in der volkhaft gestimmten Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts. Da ist z. B. der Hesse Hans Wilhelm Kirchhof, der in seinen jungen Jahren Landsknecht war; aus seiner Geschichtssammlung „Wend-Unmut" (1563, worauf noch weitere Bände folgten) ist einiges in die Märchen der Brüder Grimm übergegangen, teils schwankhafte, teils besinnliche Sachen, darunter freilich nichts Soldatisches (wenn man nicht etwa die „Sieben Schwaben" dazu rechnen will, welche die Grimms teilweise von ihm haben), und umgekehrt, wo er von Landsknechten erzählt, sind es mehr Anekdoten und Schnurren, als eigentliche Märchen (Proben davon in dem Bändchen „Alte Landsknechtsschwänke" in der Buchreihe „Deutsche Volkheit").

Dagegen hat uns ein Soldat des Dreißigjährigen Krieges, Grimmelshausen, übrigens wiederum ein Hesse, zuerst das Landsknechtsmärchen vom Bärenhäuter erzählt („Simplicianische Schriften", herausgegeben von Kurz, IV, 302). Und unter den Gewährsleuten der Brüder Grimm begegnet uns 1812 der alte Dragonerwachtmeister Krause aus Hoof am Habichtswald, der etwa ein halbes Dutzend richtiger Märchen beisteuerte, darunter das von „Der Serviette, dem Tornister, dem Kanonenhütlein und dem Horn", also ein typisches Soldatenmärchen. Und wohl bei den meisten Märchensammlungen, welche auf die der Brüder Grimm folgen, würde man, wenn man ihren mündlichen Quellen nachginge, unter anderen auch immer wieder auf den Soldaten als Erzähler stoßen; mehrfach wird es von den Märchenforschern selbst bezeugt; ich könnte aus eigener Erfahrung Belege hinzufügen.

Aber es liegt ja auch auf der Hand, daß das Soldatentum am Weitertragen und Weiterbilden von Märchen und Märchenschwänken wesentlich beteiligt war. Leute aus verschiedensten Gegenden kamen da zusammen, und oft aus Schichten und Gauen mit reichem Erzählgut; und



Lagerleben der Landsknechte. Holzschnitt in der Art von H. S. Beham Aufn. Lohmann

Gelegenheit, Bedarf, Stoff und Stimmung für Erzählen, für leichtes Fabulieren und Ulk, wie für ernste Sagenbildung sowie für mannigfache Übergänge vom einen zum andern, gab es genug.

Vor allem aber das Märchen selbst mit seinem Inhalt beweist uns oft, daß es unter die Soldaten kam; alte Märchenmotive und -züge werden auf den Soldaten übertragen, aus alten Märchenbestandteilen wächst ein neues Märchen zusammen.

Die Geburtsstunde dieses neuen Märchens fällt zusammen mit dem Beginn eines neuen Zeitalters unserer Kriegsgeschichte, mit dem Auftreten der deutschen Landsknechte, die den Schweizern den Ruhm nahmen, die besten Soldaten Europas zu sein; mit ihnen kommt auch, oder ihnen folgt auch alsbald das Landsknechtsmärchen.

Das 16. Jahrhundert zeigt es uns in kräftig-lebendigem Holzschnitt umrissen, in Hans-Sachs-Versen und der Prosa anderer damaliger Erzähler, wie des Humanisten Bebel, des Jakob Frey und gelegentlich auch Kirchhofs. Dies Märchen führt uns nicht in Schlacht und Krieg, wenigstens nicht vorzugsweise; es ist ja nicht Historie, und wo es Kampf gibt, wird er märchenhaft abgetan. Eine Lieblingsfigur wird gerade der abgedankte Landsknecht, der zwischen den Kriegen, der „gartende". Das Märchen offenbart uns sein Dichten und Trachten, setzt ihn in Besitz von Wunderdingen, geleitet ihn zur Höllen- und Himmelspforte, beschäftigt sich mit Humor mit seiner Seele.

Vergebens schickt der Oberteufel, wie er zuerst von diesem Volk hört, einen seiner Leute auf Seelenfang aus. Er wird nicht klüger aus ihnen, als er sie selber zu sehen bekommt. Nach einer großen Schlacht, bei Marignano oder Mailand oder sonstwo, formieren die erschlagenen Landsknechte ein neues Fähnlein und ziehen in guter Ordnung mit ihrer Wehr ins Jenseits. Aber die in der Hölle sehen das Kreuz im Feldzeichen, schließen und verbarrikadieren eilig die Tore. Und auch vom Himmelspförtner wird die Schar schnöde abgefertigt.

Da wird es dem Hauptmann zu bunt: „Was wir auch getan haben mögen", ruft er, „keiner ist unter uns, der seinen Herrn dreimal verleugnet hat. Wie du!" Hier meldet sich wieder die alte deutsche Kritik an den morgenländischen Glaubensboten: wer Ehre im Leibe hat, verrät seinen Herrn und seine Fahne nicht!

Die einen erzählen nun weiter, Petrus habe sie damals schamrot eingelassen. Die andern sagen, das habe er bei einer andern Gelegenheit und aus einer anderen Ursache getan, er habe nämlich ihr ungeduldiges „Potz Marter, Leiden und Sakrament" für geistliche Reden gehalten; wäre sie dann aber, als sie drin waren, gern wieder los gewesen. Da habe der Herr einen Engel mit der Trommel vors Tor geschickt. Das Trommeln hätten sie für Alarm gehalten und seien alle hingerannt.

Wieder andere wollten wissen, Sankt Peter habe sie überhaupt nie in den Himmel aufgenommen, sondern ihnen ein eigenes Dorf nebenbei, „Beiteinweil" oder „Warteinweil", angewiesen, da könnten sie würfeln, zechen, singen, lärmen und raufen nach Gefallen. Also zwischen Himmel und Hölle, aber anscheinend näher bei ersterem.

Wie das Märchen des 16. Jahrhunderts läßt auch das neuere sie noch gern truppweise auftreten (so die „Achtzehn Soldaten" und den „Grafensohn" mit sechs Kameraden in den von mir herausgegebenen „Märchen seit Grimm", Bd. 1, S. 101 und 71).

Von der schwankweise vorgetragenen Charakteristik oder Selbstcharakteristik des ganzen Typs der Landsknechte und von seiner Verknüpfung mit beliebten Gestalten und Themen der Schwanklegende ging dann die Hans-Sachs-Zeit auch schon zu märchenhafter Ausgestaltung über. Man kann dies Weiterschreiten ins Märchen z. B. schon wahrnehmen an der durch die Brüder Grimm besonders bekanntgewordenen Geschichte vom „Bruder Lustig"; einen Vorläufer von ihm finden wir schon in des Nürnberger Poeten 1550 verfaßten Meisterliede „Sanct Peter mit dem Landsknecht" (Hans Sachs, Fabeln herausgegeben von Goetze-Drescher 5, 65). Auch da haben wir schon die Begebenheit mit dem Leberlein und die nachherige Geldteilung („Den dritten Teil soll der haben, der die Leber gegessen hat"); daß aber der Landsknecht seinem Wandergesellen auch bei der Krankenheilung oder gar Totenerweckung ins Handwerk pfuscht, wird erst in späterer Erzählung übernommen; im Grimmschen Märchen haben wir dann eine reich ausgestattete Endgestalt des Typs. Dieser Bruder Lustig bekommt auch noch einen Wunschranzen, mit dem kann er ein Spukhaus säubern, indem er neun Teufel hineinbannt, und mit dessen Hilfe kommt er schließlich in den Himmel. Durch dies Zauberding kommt die Gestalt des Bruder Lustig noch in Berührung mit zwei andern Märchenkreisen, nämlich dem vom Schmied und Teufel (oder „Schmiedken von Bielefeld", „Schmied von Jüterbog" usw., „Märchen seit Grimm", II, 210, Brüder Grimm, Anmerkungen zu Nr. 82 „De Spielhansel") und den ebenso beliebten und zahlreichen Geschichten von dem, der das Fürchten lernen wollte.

Das ist natürlich kein Zufall oder keine der loseren Motivverknüpfungen, an denen die Märchen so reich sind, sondern beruht auf innerer Verwandtschaft und Anziehung zwischen diesem neuen Typ, dem Landsknecht, und jenen älteren.

Wilhelm Grimm gibt diesem ganzen Schlage von Märchenhelden, dem Spielhansel, Schmied usw., einmal die Betragensnote „gut und bös", „von Herzen gut, von Wandel leichtsinnig". Die Probe der Gutherzigkeit besteht auch Grimms „Bruder Lustig" sowohl wie ein Hans Sachsischer Landsknecht gleich zu Anfang, indem er sich von Petrus, der ihm in Bettlergestalt naht, seine letzten Heller abbetteln läßt.

Hans Sachs leitet damit eine andere Erzählung ein, die nun schon das komplette Landsknechtsmärchen des 16. Jahrhunderts und Stammutter einer ganzen Sippe von Soldatenmärchen der modernen Zeit ist („Warum die Landsknechte der Trummel zulaufen", Fabeln, herausgegeben von Goetze, 2, 180):

Ein Landsknecht gibt dem heil. Petrus, der ihn anbettelt, alles, was er in der Tasche hat, drei Pfennige, die er sich selber erst erbettelt hat. Zum Dank schenkt ihm der Apostel ein paar

25*

Wunschwürfel. Abends, als der Landsknecht unter einer Eiche rastet, würfelt er sich einen vollbesetzten Tisch herbei. Wie er mitten im Essen ist, kommt ein Bauer mit einem Esel daher, den hat er, wie er dem Landsknecht erzählt, von St. Peter als Entgelt für ein Nachtquartier bekommen; das Tier stecke voller Landsknechte, und jedesmal, wenn man es auf den Schwanz schlage, falle ihm hinten einer heraus. Aber er habe Angst vor den Kerlen. Der Landsknecht bietet ihm seine Wunschwürfel für den Esel. Der Bauer schlägt ein. Wie er aber ein Stück weitergegangen ist, kommt ihm der Landsknecht nach mit noch zweien, die er sich aus dem Esel geklopft hat, und nimmt ihm die Würfel wieder ab. Er kommt nach Schweden, da hat der König bekanntmachen lassen, wer ein königliches Nachtmahl für ihn zuwege bringe ohne Kohlen, Holz und Feuer, der solle die Königstochter zur Frau haben. Dem Landsknecht mit seinen Würfeln ist das eine Kleinigkeit. Aber der König hält nicht Wort. Da macht sich der Landsknecht mit seinem Esel heimlich weg; wie ihm der König mit seinen Hofleuten nacheilt, trommelt er schon mit beiden Fäusten dem Esel auf den Schwanz, daß er bald ein ganzes Fähnlein oder mehr beisammen hat. Dann würfelt er und wünscht eine Mauer darum. Jetzt wagt ihm der König die Tochter nicht mehr abzuschlagen. Der Landsknecht richtet eine herrliche Hochzeit her. Dabei überfrißt sich aber der Esel und stirbt. Der Landsknecht läßt die Haut gerben und über eine Trommel spannen. Sowie sie ertönt, laufen die Landsknechte zuhauf.



Aufn. Lohmann

Landsknechte beim Würfelspiel. Holzschnitt von Anton Wönsam von Worms

Wenn dies prächtige Märchen auch ganz unverkennbar ein echtes und rechtes Kind seiner Zeit ist, jener Blütezeit volkhafter Dichtung, und wenn ich die Entstehung des Soldatenmärchens überhaupt in jenes Zeitalter setzte, so darf das nicht so mißverstanden werden, als wenn es auch in seinen einzelnen epischen Bestandteilen aus jener Zeit stammte. Die sind vielmehr zum großen Teil weit älter.

Motivspuren des „Bruder Lustig“ z. B. weisen in den nachchristlichen vorderen Orient, z. T. sogar in das alte Griechenland (Bolte-Polivka, Anm. z. d. Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm II, 153 u. 162); für die Wiedererweckung der toten Prinzessin kann man auf antike (Medea, Tantalus-Pelops) und altnordischen Mythen (Thor) hinweisen, andererseits erinnern das Verfahren bei der Totenerweckung (vorheriges Zerhacken des Leichnams) und die mißlungene Nachahmung an

den Schluß der Paracelsus-Sage, also eine Sagenbildung desselben Zeitalters, in dem das Landsknechtsmärchen ent- entstand.



Aufn. Lohmann

Der Landsknecht mit dem Saufteufel. Holzschnitt von Schäufelin

Zaubergaben, wie sie der Landsknecht teils als Belohnung, teils durch Tausch, teils durch List und Gewalt gewinnt, und die in späteren Erzählungen noch mannigfach vermehrt und variiert werden, sind gleichfalls schon sehr altes Märchengut; um sie bildete sich eine umfangreiche Gruppe von Geschichten, deren uns geläufigste die vom „Tischlein deck dich, Esel streck dich“ usw. Ersteres, das Tischlein, kommt schon in der attischen Komödie, das produktive Tier schon in alt-indischen Überlieferungen vor (Bolte-Polivka I, 361). Der Landsknechte fallenlassende Esel ist gleichsam eine Kombination von Goldesel und Knüppel aus dem Sack, eine derb-lustige Bosheit eines Nicht-Landsknechts, recht im Geiste jener Zeit und ebenso am Platze wie die Wunschwürfel.

Es muß aber auch auf einen Zusammenhang mit älteren deutschen Sagenkreisen hingewiesen werden. In einer Spielmannsdichtung des 13. Jahrhunderts, einer der Bearbeitungen des „Wolfdietrich“, bekommt der Held von einem Zwerge eine Büchse, aus der fünfzig Gewappnete steigen, und ferner erhält er ein Horn, mit dem er den Geber selbst zur Hilfe herbeiblasen kann; also ein Zauberinstrument, wie es in dem altfranzösischen Roman und dem Wielandschen Gedicht der Ritter Huon von Bordeaux aus den Händen des Feenkönigs Oberon empfängt. Oberon (Auberon) aber geht sprachlich auf Alberich; der romantische Spender des hilfreichen Zauberhornes ist also gleichen Namens und gleicher elbischer Herkunft mit jenem starken Zwerge, dem Siegfried die Tarnkappe abnahm.

Das zaubermächtige Horn gehört nun auch zu den Wunsch- und Wunderdingen, die in unsere Soldatenmärchen übergingen und in vielen Erzählungen wiederkehren. Wir haben also auch an unser altes Elbenreich als einen der Ursprünge für diese Motivgruppe zu denken.

Es gibt sogar ein Märchen, das als Ganzes, in seiner Gesamtstruktur, nicht nur in einzelnen Märchenrequisiten, auf solchen Zusammenhang führt. Es ist allerdings nur in neuerer, mündlicher Überlieferung auf uns gekommen, und erzählt da, „wie König Friedrich stehlen ging“ („Der Alte Fritz, Volksgeschichten“, nacherzählt von P. Zaunert, S. 55). Das wird ihm nämlich im Traum dreimal so eindringlich befohlen, daß er wirklich in die Nacht hinausgeht. Er trifft am Schlosse eines Ministers einen Soldaten auf der Leiter, lauschend, der ihn in seinen schäbigen Kleidern nicht erkennt, und der das gleiche vorhat wie er und ihn mitnimmt. Zunächst zum Laden eines reichen Kaufmanns, eine Wünschelrute öffnet ihm alle Schlösser. Das vorgefundene Geld teilt der Soldat in drei Haufen. Der erste seien die Selbstkosten des Handelsmannes, der zweite sein rechtmäßiger Gewinn, der dritte aber durch Wucher und Betrug

erworben — „das nehmen wir ihm". Die Hälfte dieser Beute schiebt er dem Alten Fritz in die Tasche. Der eilt nun sehr, daß sie in die königliche Schatzkammer gehen; der Soldat tut es nur sehr widerwillig und nur unter der Bedingung, daß der Kamerad nichts anrührt. Wie der Alte Fritz doch ein Goldstück einstecken will, bekommt er eine gewaltige Ohrfeige.

Am andern Morgen dann die Erkennungsszene, Begnadigung — und als prompte Gegenleistung des Soldaten die Aufdeckung eines Anschlags gegen den König, eines Mordplanes, hinter den der Soldat auf seinem nächtlichen Lauscherposten am Ministerpalaste gekommen war.

Das Mittelstück dieses Märchens, ohne den warnenden Traum und das Komplott und ohne Verbindung mit dem Alten Fritz, findet man auch sonst gelegentlich in neueren Volksmärchen (z. B. „Märchen seit Grimm", I, 177, „Die Springwurzel"), die ganze Handlung aber in ihren wesentlichen Zügen als Teildichtung des Karolingischen Sagenkreises in dem mittelniederländischen „Karel ende Elegast" (auch in den „Karl Meinet" übergegangenen, Prosa-Nacherzählung in meinen „Rheinlandsagen" II, 118 u. 282). Elegast, der hier die Führung des Kaisers auf seiner notgedrungenen Diebsfahrt übernimmt, wird uns in seinem geheimnisvollen Wesen und Treiben erst ganz verständlich, wenn wir unter der ritterlichen Verkleidung, die ihm die mittelalterliche Dichtung gibt, seine elbenhaften Talente erkennen.

Aber wie lose, wie dünn sind die Fäden geworden, die unsere Soldatenmärchen mit jenen Zwergen- und Elbensippen verbinden! Wir sind hier eben im Märchen, nicht in der Sage. Die spendenden, helfenden, ratenden Graumännchen des Märchens haben ja auch meist unbestimmtere, weniger charakteristische Umrisse als die Zwerge und Wichteln der Sage. Und ähnlich ist es mit den Zauberfrauen, Köhlern und sonstigen Waldleuten, aus deren Händen manche der Wunschdinge kommen. Das Märchen hält sich nicht lange mit ihnen auf, ihm sind sie mit ihren Gaben vor allem Beweger oder Mitbeweger der Handlung, es soll was passieren, es will erzählen, staunen machen, spannen und lösen. Vieles, was gewußt, geglaubt wurde, was wirksam und lebendig war, wurde nicht gesagt, es bleibt im Hintergrunde dieser Märchen, so vor allem die magische Welt, d. h. gerade das von ihr, was ernstgenommen wurde; so ist z. B. von Amuletten kaum die Rede, ebenso vom Glauben an Unverwundbarkeit, vom Festmachen gegen Hieb, Stich und Schuß, von den zauberischen Fähigkeiten oder magischen Helfern mancher Führer, wie Wallensteins, des Alten Dessauers, des Generals Zieten. Davon berichtet die Sage, die Geschichte des Volksglaubens, und alles das müssen wir in seinem ganzen Umfange hinzunehmen, um den Boden kennenzulernen, auf dem das Soldatenmärchen erwuchs.

Es mag, wenn wir die Märchenelemente dieses Erzählungskreises überschauen, wohl auffallen, daß zwei alte Gefährten des Helden, die in der alten Sage wie auch im Volksmärchen sonst oft eine wichtige Rolle spielen, das Schwert und das Pferd, hier im Soldatenmärchen als Helfer wenig vertreten sind. Beim Pferd mag es sich daher erklären, daß der Landsknecht ja zunächst Fußsoldat ist. Statt des Schwertes findet sich unter seiner Zauberausrüstung wohl gelegentlich ein Säbel; aber im ganzen denkt der Landsknecht moderner. Er bevorzugt die Dinge, mit deren Hilfe er seine Fäuste multiplizieren kann. Er kann ja schnell ein ganzes Fähnlein aufstellen, wenn er den Wunderesel hat, oder den Wunschtornister, aus dem jedesmal, wenn er darauf klopft, ein Gefreiter und sechs Mann mit Ober- und Untergewehr herauskommen. Man kann beobachten, wie mit der Zeit die Kapazität dieser Märchenmachtmittel wächst. Mit dem Hörnlein lassen sich im Nu ganze Regimenter, ja schließlich ganze „Völker" herbeiblasen. Das Kanonenhütlein entfaltet, wenn man es dreht oder zupft, verheerende Artillerietätigkeit; eine Spielart des Hörnleins schließlich hat die Wirkung, daß gleich ganze Festungen umfallen.

Die Betrachtung der Märchenausstattung, der einzelnen Motive, nach Herkunft und Entwicklung ist aufschlußreich, aber wesentlicher noch die Gesamtverwendung und -gestaltung des Märchenstoffes, die Kräfte, die ihn neu erfüllen und organisieren. Mit den Landsknechten trat deutsches Bauerntum wieder auf den Plan, und da tatkräftige Elemente des Adels und

Bürgertums sich dieser neuen Truppe bald anschlossen, kann man auch sagen, deutsche Volkskraft trat an. Grundzug dieses Landsknechtsmärchens ist die Unverwüstlichkeit, die Daseinsfreude und Selbstgewißheit, die derb zupackende Art in Lebenskampf und -genuß. Doch es ist nicht etwa bloß treffliches Rohmaterial zu einem Helden, nicht bloßes Naturburschentum.

Der Landsknecht des Märchens hat auch seine Ehre. Seine Ehre ist Durchhalten, Treue zur Fahne, zum gegebenen Wort. Ein Groll klingt gelegentlich im Märchen nach über den schlechten Dank, den er dafür bei den Großen dieser Welt empfing, den Königen, die ihn erst an sich zogen und hielten, solange sie in Kriegsnöten waren, und ihn, nachdem er sich seine Knochen für sie hatte zerhauen und zerschießen lassen, schnöde laufen ließen.

Wer so viel Herrendienst durchgemacht hatte, mit so viel Wassern gewaschen, mit so viel Feuern gebrannt war, der ließ sich auch mit der Hölle ein. Von Pakten mit dem Teufel war in jener Entstehungszeit des Soldatenmärchens viel die Rede. Das fing schon mit dem reichgewordenen Müller im Dorfe an, und ging weiter beim reichen Kaufherrn und berühmten Doktor in der Stadt und beim rasch aufgestiegenen Kriegsobristen in der Armada. Beim Soldaten im Märchen aber läuft es immer gut ab. Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart, Unerschrockenheit verstanden sich bei ihm von selbst, waren erste unerläßliche Soldatentugend und bestanden hier die letzte Probe. Ein Märchen, das wohl schon früh im Umlauf war, erzählt, wie ein abgedankter Soldat sich beim Teufel auf sieben Jahre als Höllenheizer verdingt, danach soll er für sein Lebtag Geld genug haben. Als er gegen des Teufels Verbot einmal den Deckel von einem Kessel lüftet, sitzt sein ehemaliger Unteroffizier drin, im nächsten sein Fähnrich, im dritten sein General; allen dreien heizt er gehörig ein.

Auch hier haben wir es mit Umbildung alter Sage vom Dienst bei einem Unterirdischen oder Wassermann, der Menschenseelen im Gewahrsam hält, zu tun. Auch die Entlohnung beim Abschied beweist es, der Kehrdreck, der sich hernach in Gold verwandelt. Das Grimmsche Märchen „Des Teufels rußiger Bruder" hängt hier zum Überfluß noch die Struwelpeterklausel des Teufels an („ungewaschen, ungekämmt, ungeschoren, mit unbeschnittenen Nägeln gehen"), die in ein besonderes Märchen gehören. Jenes vom „Bärenhäuter" nämlich, dessen Bildnis und Geschichte Grimmelshausen auf dem Schloß Hohenroth entdeckt haben will. Hier kommen als wesentlich noch hinzu die weiteren Teufelsbedingungen, daß der Soldat während der sieben Jahre kein Vaterunser beten und die Bärenhaut tragen mußte, und ferner als eine sehr glückliche Bereicherung des Soldatenmärchens die Begegnung mit dem alten Herrn und dessen drei Töchtern; die Art, wie das Ewig-Weibliche hier an der Märchenhandlung beteiligt wird, hob das Gesamtniveau. Man wird es gewahr, wenn man dagegen den älteren Schwank hält von dem Landsknecht, der vor der Himmelstür kehrtmacht, als er hört, sein Weib sei schon drin.

Mit Grimmelshausens Erzählung, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, erreichte die Entwicklung einen Höhepunkt, auf sie griff auch Wilhelm Grimm wieder zurück, als er dem entsprechenden Märchen in seiner und seines Bruders Sammlung die letzte Form gab, durch die es erst die Geschichte vom Bärenhäuter wurde.

Eines geht mich an, eines weiß ich: daß ich das meine tun und eher untergehen soll, als mich einer fremden Macht blind ergeben. Die Vorsehung geht mit dem All der Dinge und mit dem Menschengeschlechte ihren ewig dunklen Weg, den ich nimmer verstehen werde. Aber auch in meine Hand ist eine Vorsehung gegeben. Wenn ich für das Allgemeine empfinde, handle, strebe, so fühle ich auch in mir – wie klein oder groß ich sei – eine Kraft, welche das Weltschicksal ändern kann.

Ernst Moritz Arndt

Lebensgeschichten deutscher Soldatenlieder

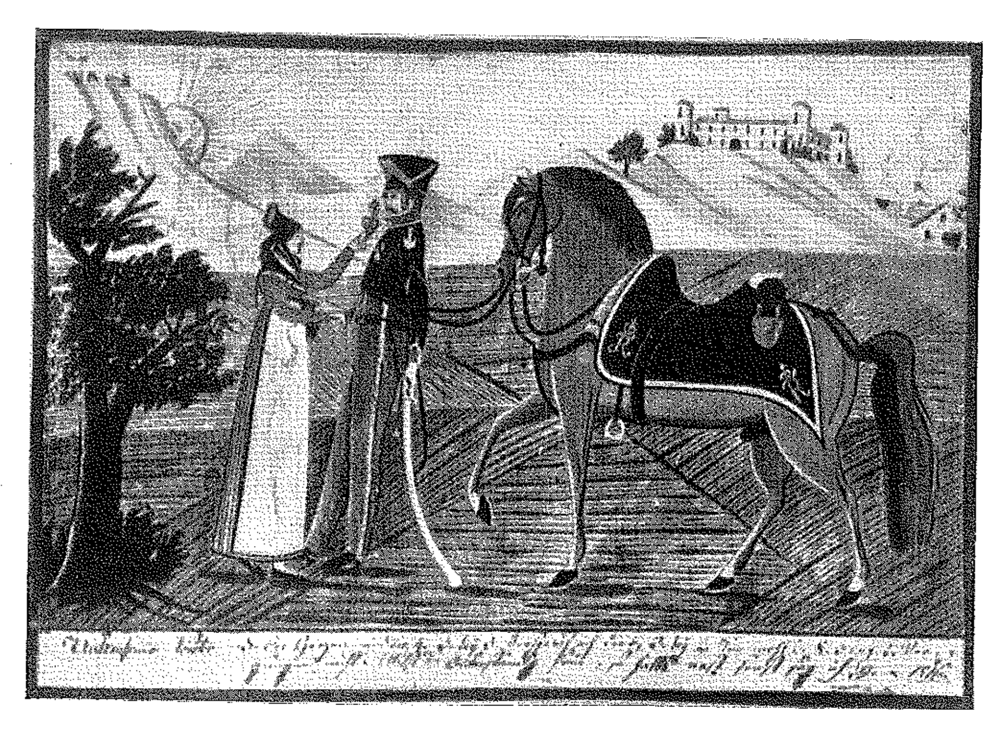
VII.

Die Wrangel- und Moltke-Zeit

Von Hans Joachim Moser

Die Biedermeier-Jahrzehnte sind dem deutschen Militärgesang nicht ungünstig gewesen: die lange Soldatenzeit in den vielen Kleinstaaten und der ruhige Dienst, der bis zum Idyll Spitzwegscher Stadtsoldaten stocken konnte, ließen der lyrischen Beschaulichkeit, zumal des soldatischen Liebesliedes, und allerlei Kasernenschwänken Raum; der Bummeltakt der „Krähwinkler Landwehr" („Immer langsam voran") ist wohl bereits als Satire der Auswuchserscheinungen solcher Art zu werten. Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ließ in Nachahmung russischer Vorbilder Soldatenchöre mehrstimmig einüben, die in den Garnisonkirchen erklangen. Militärchoralbücher entstanden, aber auch weltliche Soldatenliederbücher (wie schließlich das ansehnliche preußische von 1881) begannen zu erscheinen. Als biedermeierlich kann man das bekannte „Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt" ansehen, das heute als Spottlied auf die einst so lächerlich kleinen Kontingente der deutschen Duodezstaaten wirkt; es begann jedoch bei seinem ersten Auftreten (1842) „Preußisch-Eylau, eine wunderschöne Stadt", hatte also ursprünglich offenbar keineswegs diesen politischen Sinn, sondern wollte nur das Soldatenleben als solches durch Vereinzelung der Personen karikieren.

Bestes Biedermeier jedoch in dem Sinn, daß es noch die letzte „gute" Kulturepoche vor der Niedergangszeit der Kunstverschundung in den Gründerjahren war, stellt das Lied dar,



(Aufn. Ahnenerbe)

Bildnis des Reiter-Unteroffiziers Börster an seine Geliebte. 1810 Lübeck-Schlutup. (Privatbesitz)

das sich in ausgezeichneter Form in der Lothringer Sammlung von Louis Pinck „Verklingende Weisen" (I, 143) erhalten hat — eine meisterliche Mollweise, dabei in ziemlich raschem Zeitmaß:



Ein Stück gleichen Beginns steht schon in „Des Knaben Wunderhorn", geht aber sogleich völlig anders weiter; seine zweite und dritte Zeile „Morgen marschieren wir / zu dem hohen Tor hinaus" klingt wieder an ein noch im Weltkrieg vielgesungenes Lied an: „Wenn wir marschieren, ziehn wir zum deutschen Tor hinaus." An diesem Stück ist lehrreich die zwar nicht aktenmäßig belegbare, aber doch wohl unmittelbar ersichtliche Entstehungsgeschichte der Melodie: vom Jahre 1828 gibt es einen zu Freiburg im Breisgau aufgezeichneten „Lustigen Füsilier":



Mit diesem Liedchen scheint sich eine im 19. Jahrhundert wieder recht bekanntgewordene Opernsarabande des jungen Georg Friedrich Händel aus „Rinaldo" (1711) verquickt zu haben:



Das Ergebnis wurde unser Lied, dessen Fortgang beweist, daß das deutsche Soldatenlied (man denke auch an die eigenwilligen Synkopen des „Ist nicht der bairische Schwalangscher"!) durchaus nicht immer rhythmisch primitiv zu sein braucht:



Klingt dieser Anhang nun schon nach der Wende zum 20. Jahrhundert, so gilt es noch einen letzten Rückblick auf die Biedermeierzeit zu werfen, deren Soldatentyp in tragischer Beleuchtung in Büchners bitterem Drama „Wozzek" auftaucht. Guten Mut zeigt im Gegensatz dazu das Lied von der „Kapitän'schen Dame":



Daß dieses Stück mit seinen balladischen Zügen echt und alt ist, beweist die Zeile „Wär' ich als Knabe geboren", die in dem Lied „Es ging ein Mädchen grasen" schon im frühen sechzehnten Jahrhundert auftritt. In Goethes „Egmont" ist Clärchens „O hätt' ich ein Wämslein und Hosen und Hut" ein Abkömmling des gleichen Gedankens. Die „Kapitän'sche Dame" wäre etwa mit „das eines Hauptmanns würdige Mädchen" zu übersetzen.

Wenn das eigentliche historische Lied in dieser Epoche keine große Rolle mehr spielt, so ist das leicht zu verstehen: längst hatte die Zeitung allen Nachrichtendienst übernommen, und das vaterländische Lied hat den bloßen Augenzeugenbericht in Liedform abgelöst. Trotzdem gibt es einige Lieder, die die Zeitereignisse unverkennbar und eindeutig spiegeln. Dahin gehört „das" Lied der Soldaten aus den dänischen Kriegen, das, heuer wieder eigentümlich aktuell geworden, heißen darf:



Das war das Lied von 1849, 1850 und 1864; es wurde auch mißverstehend als „Reise nach Südland" oder „nach Island" gesungen und im Jahre 1870 in „Die Reise nach Frankreich" umgedichtet, während die Elsässer zuvor „Die Reise nach Deutschland" gesungen hatten, und auch die Melodie in zahlreichen Abweichungen begegnet.

Ein echtes Zeitlied ist dann dieses, das auf die Schicksale eines österreichischen Regiments bei Magenta und Solferino 1859 gemünzt ist:



Das ist nun schon mehr eine sentimentale Bänkelsänger-Moritat, kam aber gleichwohl infolge der Berührung beider deutscher Armeen in den Kämpfen von 1866 auch ins Reich und wurde dann besonders gern in Hessen, aber auch in Bayern und Schleswig-Holstein von der Truppe gesungen, was wieder zu mancherlei Veränderungen der Ortsbezeichnungen im Text Anlaß gab. Die etwas banale Melodie hat G. Pallmann in seiner Sammlung „Soldaten, Kameraden" (Bärenreiterverlag) durch eine kernigere ersetzt, aber die ursprüngliche ist doch den

Worten zeitechter zugeordnet, beides ist eben etwas leierkastenmäßig. Dieser Zug zum Kitschigen und dick aufgetragen Gefühlvollen eignet noch entschiedener dem Hauptsoldatenlied von 1870, dem „Andreas Förster":



Eine Seitenform dazu fast gleichen Inhalts ist „Die Sonne sank im Westen", wozu „Hier liegt ein junger Soldat von 22 Jahren" die noch bessere Vorform bildet; solche gefühlstriefenden Schnarren sind dann noch im Weltkrieg recht zahlreich gesungen worden. Gewöhnlich ist der Inhalt, daß die Lieben daheim wohlbehütet Sonntag feiern, während ihr Ernährer in Frankreich fällt, oder daß das Mütterlein von einer Nonne (!) den Tod des einzigen Sohnes erfährt — zeitgeschichtlich und volkskundlich ordnen sich zu derartigen Stücken die primitiven, aber manchmal in ihrem unbewußten Volkskunstkönnen rührenden Bilder „Aus meiner Dienstzeit" u. dgl. Zahlreich sind die nach Ton und Inhalt verwandten Schmachtfetzen außerhalb des Soldatenliedes, die in diese Richtung Mitte des 19. Jahrhunderts gehören — man braucht bloß an das einst vielbeliebte „Auf einem kleinen Grab, das nicht so weit" zu denken; ein Zeitbegriff wie „Nachbiedermeier" wäre dafür ungefähr bezeichnend.

Weit, ja unvergeßlich viel besser sind aus dem ungefähr gleichen Zeitraum die humorvollen Stücke, die keine Empfindsamkeit aufkommen lassen oder sie sogar belachen. Der Text zur Prinz-Eugen-Melodie „König Wilhelm saß ganz heiter" wurde schon früher erwähnt; ebenso bekannt ist das Kuschke-Lied „Was kraucht dort in dem Busch herum? Ich glaub', es ist Napolium", das der Mecklenburger Alexander Pistorius 1870 der alten Weise „Ich bin der Doktor Eisenbart" unterlegt hat. Eine Perle solcher Art ist schließlich das in Schlesien aus Soldatenmund aufgezeichnete, schnurrige „Mir ist so



(Aufn. Ahnenerbe)

Karikatur auf die Bürgermiliz 18. Jahrh.

Kpfr. von Gottschick nach Oldenburg. Nürnberg, Germanisches Museum

traurig", das in August von Othegravens prächtiger Männerchorbearbeitung (Kaiserliederbuch 1906) weit herumkam und von hier aus vielfach in den Soldatenmund gelangt ist:



Diese Mischung von Ernst und Heiterkeit ist nicht nur beste Volksliedart, sondern kann geradezu auch als Kennzeichen wahrer Soldatenlieder gelten. Dafür zeuge am Schluß der diesmaligen Ueberschau ein Prachtstücklein, das Erk und Böhme nicht übel „Soldatenfreude" überschrieben haben:



Wo derlei gesungen wurde, da war trotz manches geschmacklosen Mitläufergutes das Singen im Kern unverdorben; und es ist erfreulich, daß dieses Lied sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts allenthalben, in Schlesien wie in Franken, in Baden wie in Hessen und am Niederrhein, im Gebrauch des Militärs gefunden hat. Wir könnten noch die zahlreichen hübschen Reservistenlieder der Bismarck-Zeit, die humorvollen Stücke über den „Vater Philipp" (das militärische Arrestlokal) und die Juxtextierungen von Märschen und Signalen anreihen — der sich oft recht zeitgebunden gebende Humor läßt, aufs Weite und Ganze gesehen, doch immer wieder den einen Grundzug erkennen, der die Landsknechte von 1500 mit der unverwüstlichen Laune unserer Prachtjungen von 1940 verbindet: die nie zu beugende deutsche Jugendlust und Jugendkraft, den heiligen Wehrwillen unseres Volkes.

Kaiser- und Königsmonogramme des Mittelalters

Von Martha Weber

Der schriftlich festgelegte Vertrag, die Urkunde, wie sie heute bei allen zivilisierten Völkern üblich ist, war den Germanen ursprünglich völlig fremd. Sie entsprach der rationalbegrifflichen Denkweise der Römer, nicht aber der Geisteshaltung unserer Vorfahren. Die Römer handelten im Namen (Ich, Marcus, . . . erkläre . . .), die Germanen im Zeichen.

Der erste und häufigste Anlaß zu Verträgen bestand in der Übertragung eines Grundstückes auf eine andere Person. Um diese Übereignung zu vollziehen, war bei den Germanen neben dem feierlich gesprochenen Wort die symbolische Handlung erforderlich, die öffentlich und vor Zeugen stattfand. Ihre äußeren Merkmale waren bei den einzelnen Stämmen verschieden, ihr innerer Gehalt aber stets der gleiche. Eine Erdscholle, ein Stück Rasen, ein Zweig oder Halm, die dem Grundstück entstammten, das übereignet werden sollte, wurde in feierlicher Weise überreicht. Erst dieser in bestimmten, festgesetzten Formen vorgenommene symbolische Akt machte den Empfänger zum neuen Besitzer. Er war kein Sinnbild oder Gleichnis, sondern eine reale Tatsache, die keiner schriftlichen Bestätigung bedurfte. War später bei einem Streitfall ein Beweis erforderlich, so traten die Zeugen als Eideshelfer auf.

Als die Germanen mit den Römern in Berührung kamen, lernten sie das bei jenen gebräuchliche Urkundenwesen kennen, und diejenigen Stämme, die auf römischem Boden neue Staaten gründeten, begannen es frühzeitig in ihr Rechtsleben aufzunehmen. Vielleicht hatte die Kirche daran einen nicht unerheblichen Anteil, da ihr daran liegen mußte, für die zahlreichen Schenkungen, die sie sich zu verschaffen verstand, schriftliche Beweise in der Hand zu haben.

Je früher und je näher die Beziehung zu den Römern war, um so genauer lehnte man sich an deren Bräuche an. Schon von Odoaker und Theoderich wissen wir, daß sie Urkunden ausstellten. Sie wurden von römischen Schreibern verfertigt und glichen in Form und Inhalt völlig ihren Vorbildern. Weiter entfernte Stämme, wie Sachsen, Friesen, Thüringer, hatten keine Ursache, von ihren heimischen Volksrechten abzugehen. Sie bedienten sich daher keiner schriftlichen Verträge, bis sie in karolingischer Zeit unter den Einfluß der Franken und der Kirche gerieten.

Wenn ein Volk von einem anderen eine ihm fremde Einrichtung übernimmt, so wird es diese stets zuerst sklavisch nachahmen, allmählich aber mit seinem Geiste durchdringen und äußerlich oder innerlich so umformen, bis sie seinem eigenen Wesen entspricht. Das läßt sich auch hier wieder erkennen.

Schon die Bezeichnung für die Urkunde zeigt den Unterschied in der Geisteshaltung. Urchundo (testis) bedeutet im Althochdeutschen den lebenden Zeugen, urchundi (testimonium) sowohl das gesprochene wie das durch ein Symbol gelieferte, erst später auch das geschriebene Zeugnis. Das Schriftstück selbst heißt Brief oder Buch, das „zu einem wahren, zu einem festen oder steten Urkunde" gegeben wird. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts entsteht die Verbindung „Brief und Urkunde", woraus der „Urkundbrief" wird. Vom fünfzehnten Jahrhundert ab beginnt dann das Wort „Urkunde" allein seine heutige Bedeutung anzunehmen[1]).

Die Römer nannten den schriftlichen Vertrag je nach seiner Art carta oder notitia oder allgemein Diplom, ein Wort, das, aus dem Griechischen stammend, ein Schriftstück bedeutete,

[1]) Harry Breßlau, Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien. 2. Aufl. (1912) Bd. I, S. 1/2.

das aus zwei zusammengelegten Schrifttafeln bestand. Es bezeichnet nur den realen Gegenstand und sagt nichts über seinen Sinn und Gehalt aus.

Das Symbol war im römischen Rechtsbrauch unbekannt. Allein das unterschriebene Diplom galt als Beweis. Dadurch daß der Aussteller seinen Namen daruntersetzte, wurde der Inhalt rechtskräftig. Eine weitere Formel war überflüssig. Dem Germanen genügte dies aber nicht. Für ihn war die Urkunde nur die Aufzeichnung der im Symbol vollzogenen Tatsache. Das beschriebene Pergament hatte, wenn die Urkunde angefochten wurde, nicht die gleiche Beweiskraft wie in Rom. Nach dem alamannischen Volksrecht verbesserte es zwar die Prozeßlage für den Aussteller, aber erst wenn er und die Urkundenzeugen die in der Urkunde berichtete Tatsache beschworen, wurde der Streit zu seinen Gunsten entschieden[2]).

Nachdem also der Urkundungsakt von den deutschen Stämmen als ein Mittel zum formellen Abschluß von Verträgen in ihr eigenes Recht aufgenommen worden war, müssen wir uns vorstellen, daß der Ausstellung des Diploms anfangs die Handlung vorausging, die in der Schenkung oder Übergabe in natura oder im Symbol bestand[3]). Später wurde der Urkundungsakt durch Verbindung mit den alten Bräuchen selbst zum Symbol. Die Urkunde wurde auf dem Grundstück, das übereignet werden sollte, auf die Erde gelegt und dann feierlich mit einem Stück Rasen, Zweig oder Halm aufgehoben und überreicht. Allmählich kam man — wohl aus Bequemlichkeitsgründen — davon ab, diese Handlung an Ort und Stelle vorzunehmen. Man setzte, gleichgültig wo die Übergabe der Urkunde stattfand, Tintenfaß nebst Schreibzeug auf das Pergament und alles gemeinsam auf die Erde, von wo es feierlich aufgenommen und übergeben wurde. Diese Sitte wurde auch auf andere Rechtsfälle übertragen, bei denen es sich nicht um Grundstücke handelte. Zuletzt blieb für jeden Urkundungsakt nur das Aufheben des Schriftstückes von der Erde, das levare cartam übrig[4]).

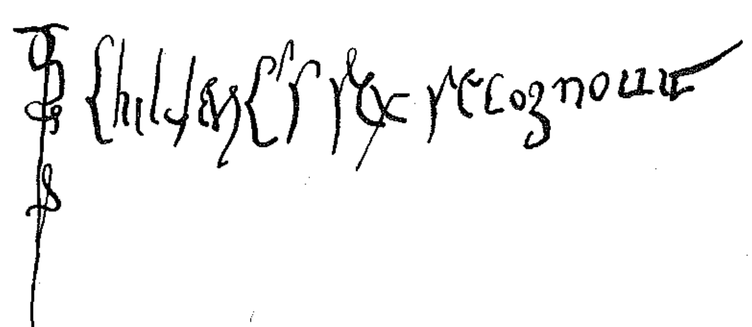


Abb. 1. Childerich

Müssen wir uns also zunächst die germanische Urkunde nur als schriftliche Niederlegung der vorher stattgefundenen symbolischen Handlung denken, so wurde mit der Zeit in die Urkunden selbst der symbolische Akt hineingetragen. Am besten läßt sich das an den Kaiser- und Königsdiplomen, die in der Hauptsache Schenkungen betrafen, erkennen, und zwar an der Unterzeichnung.

Diese bestand bei den Römern in der eigenhändigen Unterschrift des Antragstellers, wie es die Gesetzgebung des fünften Jahrhunderts festlegt[5]). Wie die Ostgoten, so übernahmen auch die frühzeitig der Romanisierung verfallenen Merowinger[6]) diesen Brauch. Ihre Urkunden

[2]) Breßlau, a.a.O. Bd. I, S. 640.

[3]) Julius Ficker, Beiträge zur Urkundenlehre, Innsbruck 1877.

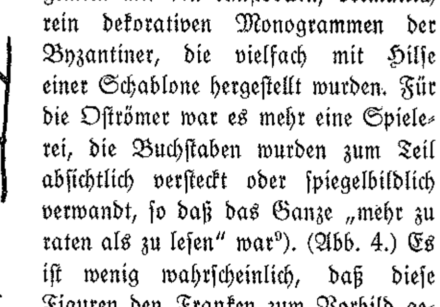
[4]) Vgl. Heinrich Brunner, Zur Rechtsgeschichte der römischen und germanischen Urkunde (1880) S. 104; 272 ff; 302 ff.

[5]) Breßlau, a.a.O. Bd. II, S. 176.

[6]) Unter Chlodwig I. wurde Latein die offizielle Sprache der königlichen Kanzlei. Vgl. M. C. Guigue, De l'origine de la signature et de son emploi au moyen âge. Paris (1863). S. 7 ff.

zeigen den selbstgeschriebenen Namenszug (Abb. 1), dazu meist das Wort subscripsi, verschnörkelt und mit tironischen Noten — der Kurzschrift der Römer — versehen. Aber bereits bei Chlothar II. und ein halbes Jahrhundert später bei Chlodwig II. (648—657) taucht, wenn auch vereinzelt, neben dem Namen ein eigentümliches Zeichen auf, eine Figur, welche einige oder alle Buchstaben des Herrschernamens in beliebiger Reihenfolge und Anordnung vereinigt, das Monogramm. (Abb. 2 und 3.)

Nun wissen wir zwar, daß bereits bei den römischen Kaisern das Monogramm bekannt war. Prokop nennt Justinus den ersten, der es benutzte[7]). Die Kaiser von Konstantinopel haben es seit Marcian (450—457) auf Münzen, Tapeten und Siegeln verwendet, über einen Gebrauch auf Urkunden ist hingegen nichts bekannt[8]).


Abb. 2. Chlothar II. 584—628

Aber diese beiden unbeholfenen Zeichen der Frankenkönige haben wenig gemein mit den kunstvollen, vermutlich rein dekorativen Monogrammen der Byzantiner, die vielfach mit Hilfe einer Schablone hergestellt wurden. Für die Oströmer war es mehr eine Spielerei, die Buchstaben wurden zum Teil absichtlich versteckt oder spiegelbildlich verwandt, so daß das Ganze „mehr zu raten als zu lesen" war[9]). (Abb. 4.) Es ist wenig wahrscheinlich, daß diese Figuren den Franken zum Vorbild gedient haben. Um hinter den Sinn der germanischen Monogramme zu kommen, müssen wir uns etwas eingehender mit den Königsurkunden beschäftigen.

Die Königsurkunde ist unanfechtbar im Gegensatz zur Privaturkunde[10]). Wer sie „schilt", hat das Leben verwirkt. Sie braucht daher keine Zeugen, nur muß genügend beglaubigt sein, daß sie vom König stammt. Das geschieht auf dreifache Weise: durch das Siegel, durch die Rekognition, das ist die schriftliche, mit Namensunterschrift versehene Beglaubigung durch den Notar oder Kanzler, und durch das Handmal, das Zeichen des Herrschers. Durch dieses Handmal wird die Urkunde vollzogen. Es ist nicht etwa gleichbedeutend mit der Unterschrift des Namens, sondern es besteht in jenem Zeichen, das wir Monogramm nennen. Karl der Große war derjenige, der seinen ständigen Gebrauch einführte. Man[11]) hat versucht, diese Neuerung dadurch zu erklären, daß die Karolinger — im Gegensatz zu den Merowingern — nicht lesen und schreiben konnten und aus diesem Grunde gezwungen waren, ein Zeichen zu

Abb. 3. Chlodwig II. 648—667

[7]) Hist. Arc. cap. VI.

[8]) J. Ch. Gatterer, Abriß der Diplomatik (1798) S. 144.

[9]) Symmacus, 1. II, epist. XXI: „Cupio cognoscere an omnes obsignatas acceperis eo anulo, quo nomen meum magis intellegi quam legi promptum est."

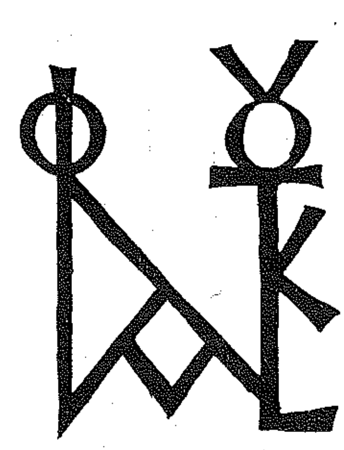
[10]) J. Ficker, a.a.O. S. 106 ff.

[11]) u. a. M. C. Guigue, a.a.O.

Hilfe zu nehmen. Aber diese bequeme Deutung geht am Wesen der Dinge vorbei. Es dürfte wohl für den König nicht schwierig gewesen sein, seinen Namen schreiben zu lernen, wenn er es gewollt hätte, zumal das Monogramm eigentlich verwickelter ist als der einfache Name. Die innere Einstellung war eben eine andere als heute. Nicht der Name, sondern das Zeichen stand für die Persönlichkeit, und zwar weniger im Sinne des einzelnen Individuums als in bezug auf seine Stellung in der Sippengemeinschaft. Jede germanische Familie hatte ein aus wenigen, einfachen, geradlinigen Strichen bestehendes Zeichen, das „mark", „merk" oder „hausmark", das von einer Generation zur anderen vererbt wurde und das Symbol sowohl des Urahns wie der ganzen Sippe war[12]). Es war Eigentumszeichen und Unterschrift und stand überall da, wo die Sippe als Ganzes vertreten werden sollte. Es bedeutete viel mehr als die bloße Namensunterschrift einer einzelnen Person und war nicht etwa nur ein Notbehelf für Schreibunkundige.

Das Monogramm der Könige ist ein Verwandter dieser Marke. Nur vertritt es hier nicht die S i p p e des Herrschers, sondern sein A m t, das Königtum.

Betrachten wir uns die Unterzeichnungen Karls des Großen, die das Vorbild aller späteren sind, genauer. Zunächst wird nach beendigtem Text versichert, daß die Urkunde vom König mit eigener Hand (manu propria) „gefestigt" oder „gekräftigt" (firmata, roborata) sei. Dann folgt das Monogramm, und die es umschließende Schrift (Signumzeile) nennt es ausdrücklich sein Zeichen (signum karoli gloriosissimi regis). Daran schließen sich die Beglaubigung durch den Notar oder Kanzler, Siegel und Datum. Das Monogramm Karls besteht aus einem auf der Spitze stehenden Viereck, einer Raute, an dessen Ecken die Buchstaben KRLS sitzen, direkt oder durch einen Strich mit ihm verbunden. Die Raute weist im Innern einen v- oder y-förmigen Strich auf, der nicht von derselben Hand stammt wie die übrigen Teile des Signums. Er ist der einzige eigenhändige Beitrag des Königs zu der Urkunde. Das Monogramm wurde, wie die übrigen Teile des Diploms, vom Schreiber hergestellt, und durch die feierliche Hinzufügung eben jenes Striches vollzog der Herrscher die Urkunde.

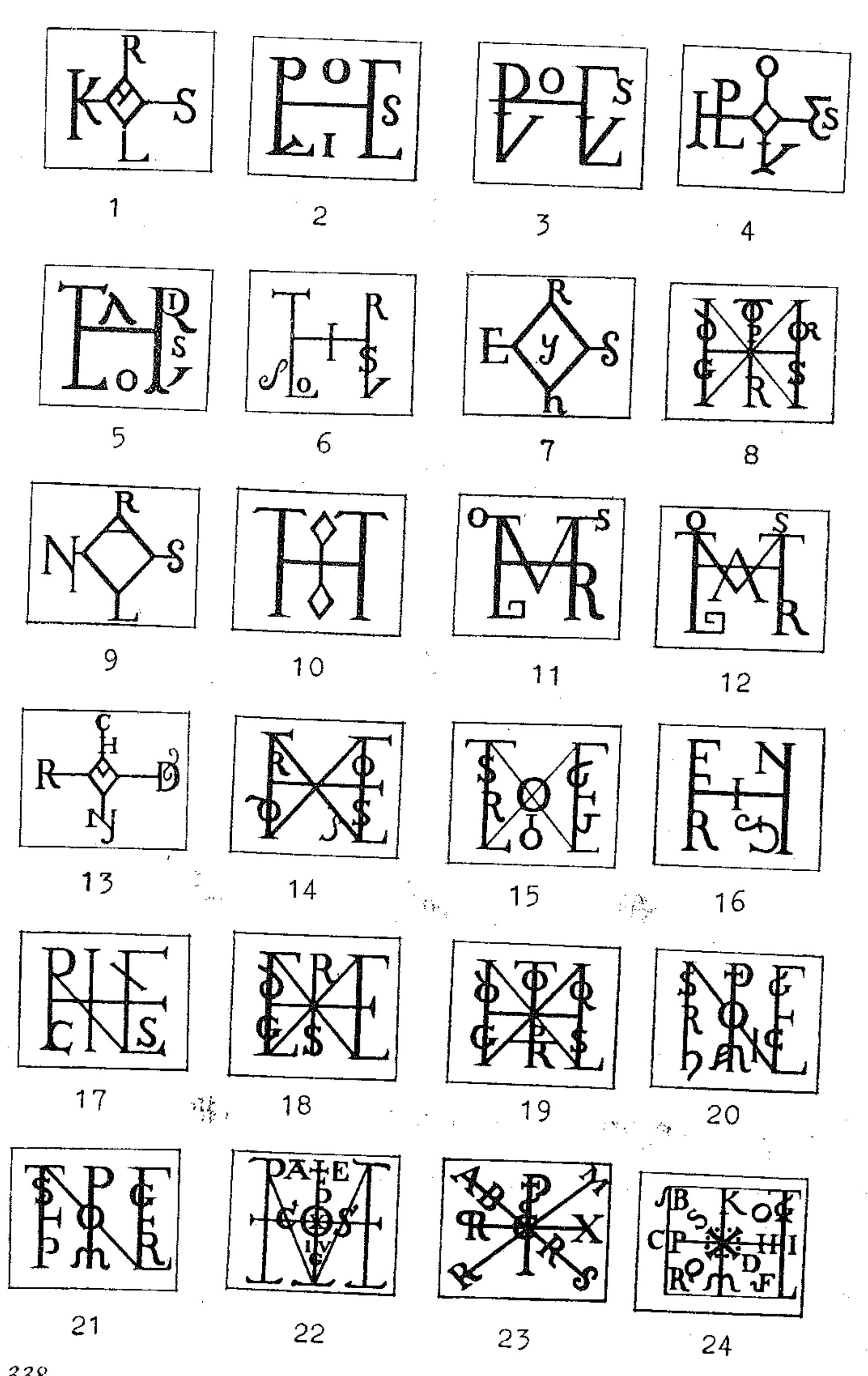

Abb. 4. Kaiser Justinian

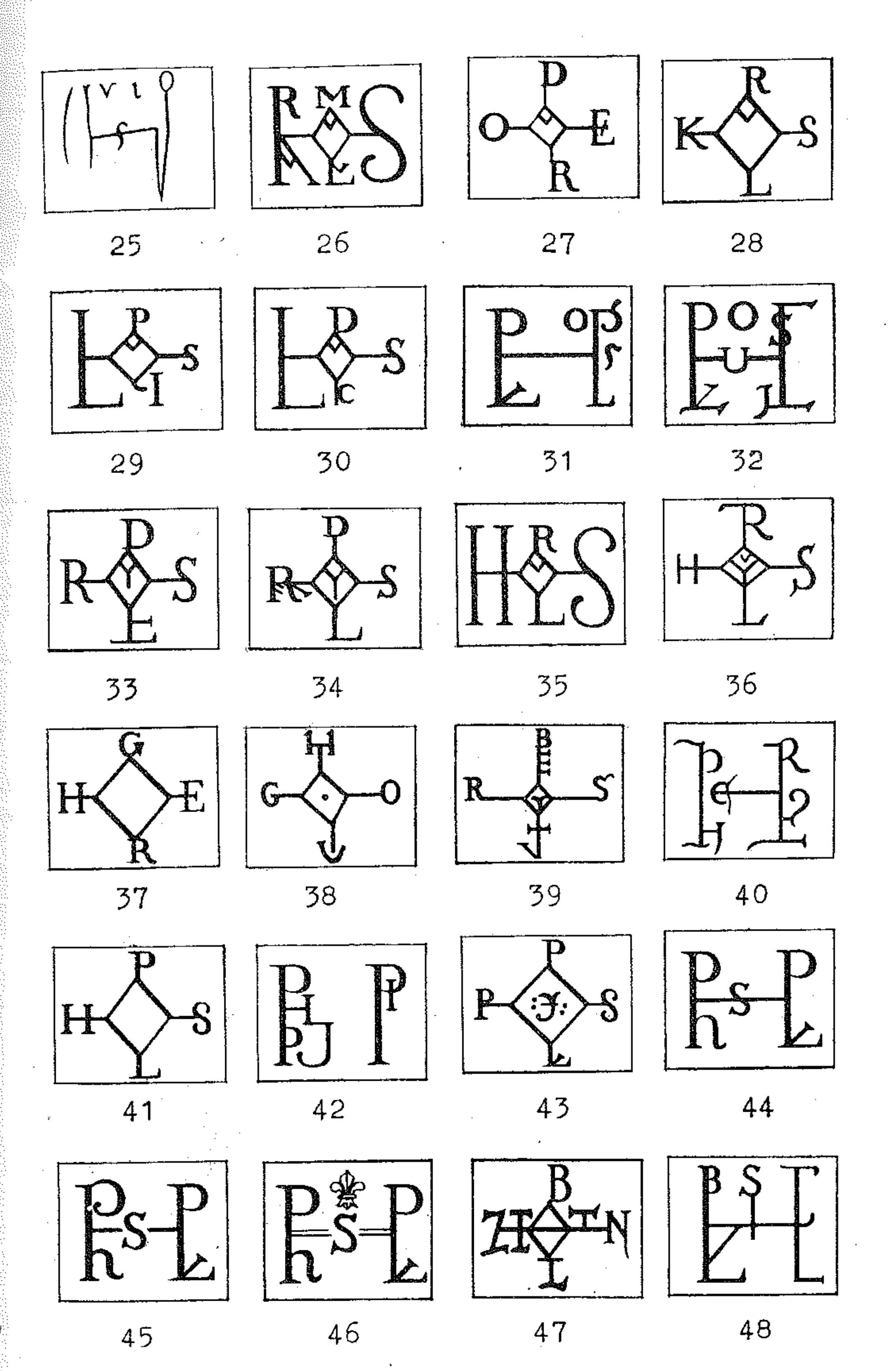
Über die Bedeutung dieses Vollziehungsstriches gehen die Meinungen auseinander. Mabillon, einer der Bahnbrecher der Diplomatik, zerbrach sich den Kopf über das Geheimnis, das dieses Zeichen enthalten könnte[13]). Ob es die Könige auf das Symbol des Pythagoras abgesehen hatten, oder ob das Zeichen in Verbindung mit dem auf die Spitze gestellten Viereck ein Ya im Sinne von Ja vorstellen sollte? Er entschied sich für das letztere und glaubte, daß Karl, „qui Theudisce aliquando loqui amabat", dadurch seine Zustimmung ausdrücken wollte. Sickel[14]) weist diese Lösung scharf und fast ironisch zurück. Er erklärt diesen Schriftzug für den Buchstaben o des Namens Karolus. Dagegen spricht aber einmal, daß dieses Zeichen in vielen Fällen — besonders in zahlreichen gleichgebauten Monogrammen späterer

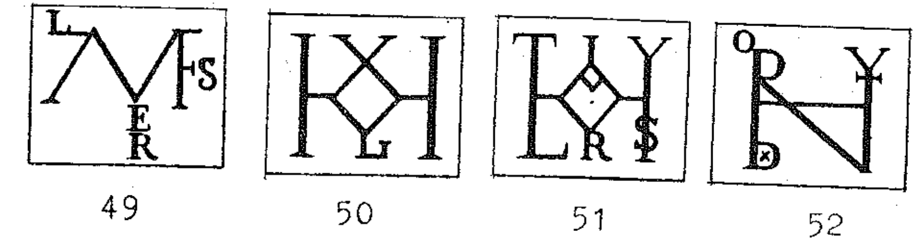
[12]) Vgl. K. K. Ruppel, Die Hausmarke. Berlin 1939.

[13]) Joh. Mabillon, De re diplomatica. Paris 1681. S. 111: Quid vero mysterii haec continet? an hoc Pythagorae symbolum affectarunt Reges nostri? an haec littera cum superiori cuspidatae quadrae parte composita signat Ya, quod non recentioribus modo Germanis, Armoricis et Anglis, sed etiam antiquis ita significat?"

[14]) Th. Sickel, Beiträge zur Diplomatik I. Wien 1861.







französischer Könige (vgl. Taf. I, 1 und 7, Taf. II, 33, 34, 36, 39, 43) — durch einen längeren Strich nach unten weit eher den Charakter eines y als eines o trägt, und außerdem der Umstand, daß es sich auch im Signum von Herrschern zeigt, deren Name kein O enthält Henry I, Philipp I).

J. Ch. Gatterer[15]) wiederum sieht in ihm ein kursives s in der Bedeutung von subscripsi(t). Auch das erscheint mir bei näherer Betrachtung der Monogramme nicht wahrscheinlich, obwohl sich dieses s im angegebenen Sinne in römischen und merowingischen Urkunden findet.

Ich vermute, daß diese unscheinbaren Linien — und damit auch übertragen das Monogramm als Ganzes — nichts anderes sind als das Wahrzeichen des Königs, das S y m b o l, in dem er handelt. Hier kommt ein germanischer Wesenszug in einer fremden, aus anderem Geiste geborenen Institution wieder zum Vorschein. Brach sich doch überhaupt unter den Karolingern das germanische Element im Reiche erneut Bahn[16]). Das würde auch die

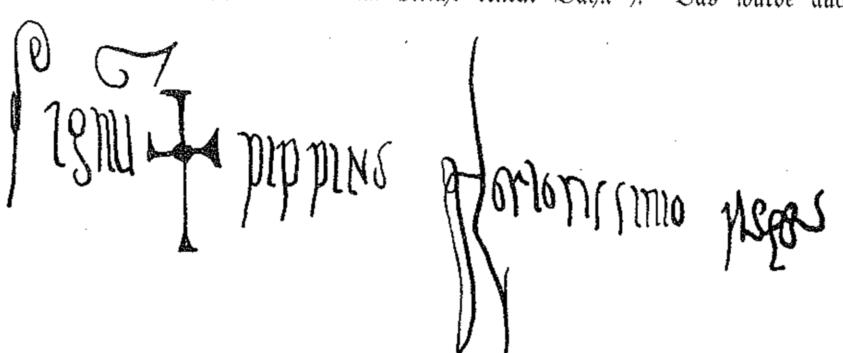


Abb. 5. Pippin

ungeheure Bedeutung erklären, die dem kleinen Strich zukommen muß, da er allein genügt, um die ganze Urkunde rechtskräftig zu machen, zu vollziehen.

Der wörtliche Sinn dieser Vollziehung wird uns klar an dem unmittelbaren Vorläufer des karolingischen Monogramms, dem Zeichen Pippins. Es bestand in einem Kreuz, dessen vier Arme der Schreiber vorzeichnete, ohne daß sie sich in der Mitte berührten. Durch einen großen Punkt oder Strich schloß der König das Kreuz bei der feierlichen Unterfertigung. Er vollendete damit das bis dahin unfertige Diplom, er v o l l z o g die Urkunde. Deutlich läßt sich dieser

[15]) a.a.O. S. 124.

[16]) Im übrigen war dieses stärkere Betonen des Deutschtums — wenn auch unbeabsichtigt — der Grund für den ungeheuren Einfluß, den die Kirche auf die Reichsgeschäfte gewann. Hatten sich nämlich die Merowinger mit Romanen oder gänzlich romanisierten Germanen umgeben, so zogen die ersten Karolinger vorwiegend deutsche Austrasier ins Vertrauen. Unter diesen hatten aber die Laien nicht die genügenden Kenntnisse, um den Kanzleidienst versehen zu können, zumal die Herrscher selbst des Schreibens und Lesens unkundig waren. So war man geradezu darauf angewiesen, Geistliche zu wählen, wenn man deutsche Beamte haben wollte. So finden wir in dem Kanzleichef Hitherius unter Pippin den ersten Kleriker in dieser so wichtigen Zentralbehörde des fränkischen Staates, die von da ab auf Jahrhunderte hinaus ausschließlich von Geistlichen besetzt war — bis hinauf in das Amt des Kanzlers und Erzkanzlers. — Vgl. Breßlau, a.a.O. I, S. 372—374.

Punkt in einer im Jahre 760 in Attigny ausgestellten Schenkungsurkunde für das Kloster Fulda erkennen (vgl. Abb. 5), die sich im Staatsarchiv zu Marburg befindet[17]).

Auf die gleiche Art unterzeichnete Pippins Bruder Karlmann. Von Karl dem Großen übernahmen seine Namensvettern Karl der Kahle, Karl der Dicke und Karl der Einfältige das Monogramm in unveränderter Form. Den gleichen Aufbau, das Setzen der Konsonanten an die Ecken eines auf der Spitze stehenden Vierecks, zeigen zahlreiche Zeichen späterer Herrscher: in Deutschland Arnulf von Kärnten und Konrad I. (Taf. I, 9 und 13); auch Lothar I. führte neben anders gebauten Monogrammen ein ähnliches (Taf. I, 5—7); in Frankreich außer Karl dem Kahlen und Karl dem Einfältigen — Karlmann, Odo von Paris, Rudolf von Burgund, Ludwig IV., Lothar, Robert, Hugo Capet, Heinrich I. und Philipp I.; ferner Zwentibold von Lothringen, Arnulfs unehelicher Sohn, Konrad von Burgund, Karl von Bayern, und in Italien Wido und Lothar von der Provence (vgl. Taf. II).

Das Zeichen im Innern der Raute ist vielen Veränderungen unterworfen. Manchmal sieht es aus wie ein v, manchmal wie ein y mit längerem oder kürzerem, geradem oder schrägem Schwanz, zuweilen fehlt es gänzlich, oder wird durch einen Punkt ersetzt, wie bei Hugo Capet (Taf. II, 37 und 38).

Eine völlig neue Form zeigt der Namenszug Ludwigs des Frommen (Taf. I, 2—4). Er weist keine Raute mehr auf. Die Hauptfigur wird durch den Anfangsbuchstaben H (Hludovicus) gebildet, der durch seine Größe das Bild beherrscht. An und um ihn gruppieren sich die anderen Buchstaben in kleinerer Gestalt. Der Querbalken des H wurde vom König als Vollziehungsstrich gesetzt. In vielen Urkunden läßt sich deutlich erkennen, daß diese Linie von anderer Hand, zuweilen auch mit anderer Tinte gezogen ist als die übrigen Teile des Monogramms. Dieser Art schließen sich die Signa von Ludwig II. und Ludwig III. an, in Frankreich die von Ludwig II. (le Bègue), Ludwig VI. (le Gros) und Ludwig VII. Ähnlichen Stil weisen die Zeichen von Lothar I., Lothar II. und Heinrich I. auf.

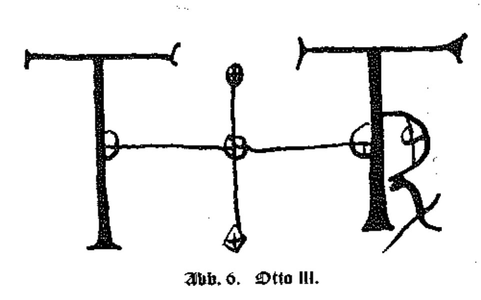


Abb. 6. Otto III.

Neu und äußerst wirkungsvoll in seiner Einfachheit ist das Monogramm O t t o s I. (Taf. I, 10). Wahrscheinlich war auch hier der Querbalken der Vollziehungsstrich. Von Otto II. ab tritt eine Erweiterung der Figur dadurch auf, daß die Buchstaben des Herrschertitels mit hineingenommen werden. Langsam wird das ursprünglich so einfache Zeichen immer umfangreicher und verwickelter. Unter Otto II. enthält es nur die Worte: Otto Imperator Augustus, die allmählich gesteigert werden, bis sie zur Zeit Karls IV. den langen Titel ausdrücken müssen: Karolus Dei gratia Quartus Romanorum Imperator Augustus Boemie Rex. Einen Vorläufer des Titelmonogramms finden wir bei Chlodwig II., der in sein Zeichen das Wort Rex hineinfügte. (s. Abb. 3).

Im übrigen hat sich aber das einfache Monogramm noch eine Weile neben dem zusammengesetzten gehalten. Sowohl Otto I. wie Otto II. bedienen sich auch noch des Namenszuges, das der erste Herrscher ihres Namens gewählt hatte. Überhaupt ist die Führung der Zeichen keineswegs immer konsequent und einheitlich. Die Monogramme desselben Königs fallen nach Größe, Anordnung der Buchstaben oder einzelner Beistriche, zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Schreibern hergestellt, nicht immer gleich aus. Zum Beispiel scheiden sich oft deutlich die Figuren, die in der deutschen Kanzlei der Kaiser hergestellt wurden, von denen der

[17]) Abgebildet in: Kaiserurkunden in Abbildungen, hrsg. von H. v. Sybel und Th. v. Sickel. Berlin 1891. 1. Lief. Taf. 1.

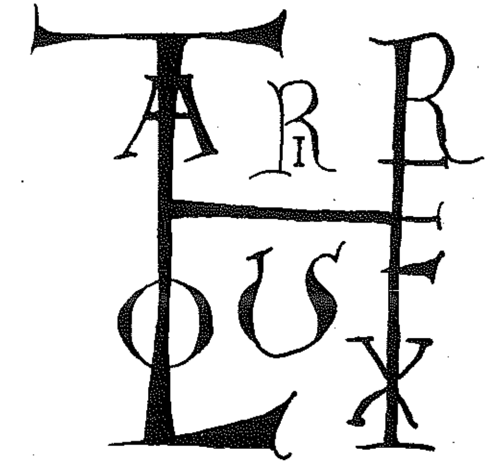


Abb. 7. Lothar III.

italienischen. Zuweilen zeichnet auch ein Herrscher im Laufe seiner Regierungszeit mit verschiedenen Monogrammen (Ludwig der Fromme, Arnulf, Otto II. und Otto III., Heinrich IV., Lothar von Supplinburg, in Frankreich Ludwig II. und Philipp I.).

Otto III. verwendet anfangs das Handmal seines Großvaters, nur sind die Proportionen etwas verändert, da die beiden o kleiner gezeichnet werden. Dann erscheinen Zutaten: kleine Ringe und Kreuze (Abb. 6). Sie sind dünner und unsicherer als das übrige und stammen wahrscheinlich vom jungen König selbst, sind also die Vollziehungsstriche. Später kommt noch ein R in der Bedeutung von Rex dazu.

Die Herrscher mit dem Namen Heinrich wählen wieder das H als Grundgerüst, an dem die übrigen Buchstaben ihren Halt finden. Meist ist wieder der Querbalken der Vollziehungsstrich, zuweilen ein anderer, wie der kurze Schrägstrich in Taf. I, 17.

Lothar II. führte dasselbe Zeichen wie sein Vater. Lothar von Supplinburg, über zweihundert Jahre später, hat offenbar das Bestreben, die älteren Handmale nachzuahmen, denn neben seinem gebräuchlichen Monogramm, das genau so gebildet ist wie die übrigen zu seiner Zeit (Taf. I, 8), findet sich eine Figur, die an das Signum des ersten Lothar erinnert (Abb. 7). Dafür begegnet es uns aber bereits in seinen Urkunden, daß die Formel für die eigenhändige Unterschrift oder Festigung durch den Kaiser fortgelassen ist. Es kam auch früher schon vor, daß nicht alle Diplome vom Herrscher selbst unterzeichnet wurden, immerhin waren es Ausnahmen. Von jetzt an mehren sich die Fälle. Der Sinn des alten Brauches geriet augenscheinlich in Vergessenheit. Von Heinrich III. an wurde der Vollziehungsstrich nicht mehr persönlich gesetzt. Es genügte das Auflegen der Hand auf das Herrscherzeichen, um die Urkunde anzuerkennen und gültig zu machen. Später fiel auch das fort. Die Staufer unterzeichneten überhaupt nicht mehr eigenhändig. Trotzdem prangt auf den Dokumenten, die ihren Namen tragen, ein schönes Monogramm, ebenso die alte Formel manu propria roborata, obwohl sie sinnlos geworden ist. Auch die Stellung, die das Zeichen innerhalb der Signumzeile seit den Zeiten Karls des Großen innegehabt hatte, wird von nun an willkürlich. Wir finden jetzt wunderschöne, kunstvoll gezeichnete Figuren (s. Abb. 8), neben denen sich die ersten Anfänge wie kindliche Versuche ausnehmen, ihren eigentlichen Sinn aber haben sie verloren.

Allgemein läßt sich über den Gebrauch des Monogramms feststellen, daß es von Karl dem Großen bis zu Lothar von Supplinburg ständig und regelmäßig verwendet wurde, von da bis zu Karl IV. willkürlich und unregelmäßig. Bei Wenzel, Sigismund und Albrecht findet es sich fast gar nicht, während es Friedrich III. erneut benutzte. Zuletzt erscheint es bei Maximilian I. auf Münzen, selten und nur bei feierlichen Gelegenheiten auf Urkunden.

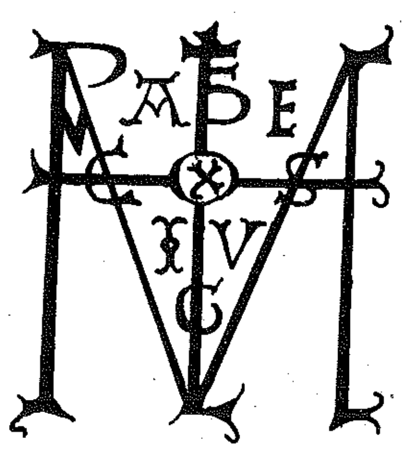


Abb. 8. Friedrich III.



Abb. 9. Monogramm Theodorichs an einem Kapitell der Herkules-Basilika zu Ravenna

Außerhalb Deutschlands ergibt es sich, daß das Monogramm in Spanien selten, in Großbritannien überhaupt nicht vertreten ist, dagegen zeigt es sich häufig in Frankreich, wenn auch die Verwendung niemals solchen Umfang gehabt hat wie auf deutschem Boden.

Dort ist es seit dem Reichstag von Worms von den Königs- und Kaiserurkunden verschwunden. Die Herrscher unterschreiben nur noch mit ihrem Namen. Der römische Geist hat über den germanischen gesiegt. Aber nur am Hofe des Kaisers. Im Volke hat sich das entsprechende Zeichen, das Mark, die Hausmarke, gehalten, allgemein und weit verbreitet in allen germanischen Ländern, von der Schweiz über die Niederlande nach England und Skandinavien, von den baltischen Ostseeprovinzen bis nach Kärnten, bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein, von da an sehr stark abnehmend, aber trotzdem in manchen Gegenden bis auf den heutigen Tag lebendig.

Die Zeichen auf den Tafeln habe ich — obwohl sie alle auf eine Größe gebracht und stilisiert sind — dem Lexikon von Du Cange (Glossarium mediae et infimae latinitatis, Niort 1885) entnommen, weil sie ein klares und übersichtliches Bild geben. Die übrigen Abbildungen im Text zeigen die Monogramme, wie sie uns im Original überliefert sind. Sie stammen aus Urkunden, die abgebildet zu finden sind in:

1. Kaiserurkunden in Abbildungen, hrsg. v. H. v. Sybel u. Th. v. Sickel, Berlin 1891.
2. Diplomi dei re d'Italia = Abteilung IX des Archivio Paleografico italiano. Rom 1910 ff.
3. J. Mabillon, De Re Diplomatica, Paris 1781.

Tafel I.

1 Karl der Große
2—4 Ludwig der Fromme
5—7 Lothar I.
8 Lothar III.
9 Arnulf von Kärnten
10 Otto I.
11 Otto II.
12 Otto III.
13 Konrad I.
14 Konrad II.
15 Konrad III.
16 Heinrich I.
17 Heinrich II.
18 Heinrich III.
19 Heinrich IV.
20 Heinrich VI.
21 Friedrich I.
22 Friedrich III.
23 Albrecht
24 Karl IV.

Tafel II.

Frankreich

25 Chlodwig II., 656—657
26 Karlmann, 882—884
27 Odo von Paris, 887—898
28 Karl der Einfältige, 893—929
29 Ludwig II. d. Stammler, 877—879
30 Ludwig IV., 936—954
31 Ludwig VI., 1108—1137
32 Ludwig VII., 1137—1180
33 u. 34 Rudolf von Burgund, 923—936
35 u. 36 Lothar, 954—986
37 u. 38 Hugo Capet, 987—996
39 Robert, 996—1031
40 Heinrich I., 1031—1060
41—43 Philipp I., 1060—1108
44 Philipp II., August, 1180—1223
45 Philipp III., 1270—1285
46 Philipp IV. der Schöne, 1285—1314
47 Zwentibold von Lothringen um 900

Italien

48 Berengar, 888—924, 916 Kaiser
49 Lambert, 892—898, 892 Kaiser
50 Hugo v. d. Provence, 926—947
51 Lothar v. d. Prov., 931—950
52 Arduin von Ivrea, 1002—1014

Über Stil und Gestalt in unserer ältesten Kunst

Von Otto Stelzer

I.

Gibt es eine vormittelalterliche nordische Baukunst?

Wir werden in den nächsten Heften eine Folge von Aufsätzen bringen, die einen deutenden Überblick über Stil und Gestalt der nordischen, vorzeitlichen Kunst zum Gegenstand haben. Um von vornherein klarzustellen, was wir finden werden, und was wir gar nicht suchen dürfen, muß dieser erste Aufsatz — im Sinne einer Abgrenzung — notwendig vorausgeschickt werden.

Man weiß, daß sich die vorzeitliche Bildende Kunst die Darstellung des Menschen versagte, daß sie überhaupt weder Malerei noch Skulptur im eigentlichen Sinne kannte. Man weiß heute auch, daß sie dagegen Hervorragendes in der „Ornamentik" schuf. Ornamentik aber nennt unsere an der Antike geschulte Kunstwissenschaft eine unselbständige Kunstgattung, die als nur untergeordnetes Element in erster Linie in der Baukunst erscheint. Zeugen der Baukunst aber, so glaubt man, hat uns der vorgeschichtliche Norden nirgends bewahrt. Hat er überhaupt eine Baukunst gekannt? Man sah keinen Grund, sich mit der vormittelalterlichen nordischen Kunst zu beschäftigen. Man glaubte, wichtigere Anliegen zu haben. Es war die Sonne Griechenlands, die auf die weiten Gebiete nördlich von Alpen und Karpaten einen tiefen Schatten warf.

Unbeirrt arbeitete inzwischen die deutsche Vorgeschichte. Ihre verblüffenden Ergebnisse riefen zum Angriff gegen die alten Anschauungen auf. Wenn auch nichts von altnordischer Baukunst sichtbar ist, hört man heute, so kann sie gleichwohl vorhanden gewesen sein. Der Baustoff des Nordens, das Holz, ist vergänglich, wer weiß denn, ob es nicht eine blühende nordische Holzbaukunst, eine Unbekannte, mit der man rechnen muß, tatsächlich gegeben hat?

Die Handfertigkeit des vorgeschichtlichen Menschen, besonders, was schon der steinzeitliche Bewohner des Nordens als Zimmermann geleistet hat, ist staunenswert. Alle Holzbautechniken waren ihm bekannt: Pfostenbau mit Pallisaden- und Flechtwerkwänden, Schwellenbauten, Blockbau. Das nordische Rechteckhaus wanderte über die halbe Welt. Es führte im Süden den griechischen Tempel und damit den Anstoß zur antiken Baukunst herbei.

Und in der Heimat dieses Hauses soll keine Baukunst möglich gewesen sein?

Architektur und Baukunst sind keine synonymen Begriffe. Architektur tritt auf, sobald der Mensch nach der bekannten Formulierung von Hoernes von der „destruktiven" Kulturstufe zur „konstruktiven" gelangt. Dieser Vorgang reicht bis in die Altsteinzeit zurück. Als man den natürlichen Schutz eines Baumes oder einer Höhle mit künstlichen Mitteln nachahmte, begann das konstruktive Schaffen. Construere heißt nichts anderes als zusammensetzen, bauen: Ein Plan wird entworfen, ein Grund gegraben, Schwellen werden gelegt, Stämme ineinandergefügt, das Dach entsteht — die steinzeitliche Architektur, mit der wir bis in Einzelheiten vertraut sind, ist geboren.

Uns geht hier eine Frage an, die archäologisch nicht beantwortet werden kann: Ist diese und die ihr folgende vorzeitliche Architektur Baukunst? Haben diese kulturgeschichtlichen Monumente kunsthistorischen Wert? Und wenn wir diese Frage verneinen müssen — w a n n wird denn eigentlich Architektur Baukunst? Wenn diese Häuser wirklich künstlerisch empfunden worden sind, dann müßten sie gegenüber dem einfachen Gebrauchszweck einen Mehrwert aufweisen. Ganz sicher hat sich ein Schönheits- und Schmuckbedürfnis auch sehr bald an das Haus gewagt, aber dadurch allein muß noch keine Baukunst entstehen. Ich kann Pfosten mit Tierköpfen verzieren, ich kann die Wände bemalen, ohne eben mehr zu erhalten als einen künstlerisch verzierten Pfosten oder eine geschmückte Wand. Das Wesen der Baukunst aber ist R a u m - g e s t a l t u n g.

Seit Schmarsows berühmten Untersuchungen mit ihren längst anonym gewordenen Ergebnissen ist es nicht mehr möglich, den Keim zur Kunst der Architektur in einem anderen zu sehen, als im Räumlichen. In der künstlerischen Gestaltung des Räumlichen, noch enger des Innenräumlichen, liegt Ursprung, Sinn und Aufgabe aller Baukunst.

Die Plastik wendet sich an unseren Tastsinn. Der Sinn für das Plastische schult sich zuerst am Kontur.

Mit der Gestaltung der Fläche zwischen den Konturen beginnt das malerische Schaffen. Das Malerische läßt sich nicht ertasten. Es wendet sich an den Gesichtssinn.

Das Räumliche aber, mit welchen Sinnen erfassen wir das? Gewiß nicht mit dem Gesichtssinn allein. Gewiß zu einem Teil mit dem Tastsinn auch. Selbst akustische Wahrnehmungen dürften eine Rolle spielen[1]). Alle diese „Sinne" wirken mit, aber sie reichen nicht aus. Der „Bewegungssinn" hat eine große Bedeutung. Der Betrachter bewegt sich oder sein Auge nach den Grenzen des Raumes, um ihn zu erfassen.

Es ist ein hochkompliziertes Erlebnis, das Raumerlebnis. Selbst von uns Heutigen ist durchaus nicht jeder in der Lage, es aufzunehmen. Das Kindesalter kennt kein Verhältnis zum Raum. Deutlich ist zu erkennen, wie im Mittelalter, als nach 1400 in der Malerei und Skulptur das Raumproblem zu drängen beginnt, nur unendlich allmählich sich „Raum" und „Tiefe" aus der Fläche lösen. Die Darstellung des „Raumes" gelingt nicht beim ersten Zupacken.

Es wäre verwunderlich, wenn unsere sich so organisch und normal entwickelnde nordische Kultur schon in ihren frühesten Epochen zum Begreifen und Darstellen des Räumlichen bereit gewesen wäre. In der Tat kennen wir in der uns erhaltenen Kunst unserer Vorzeit die Gestaltung des Plastischen und Malerischen wohl, auch des Kubisch-Plastischen (der „Masse"), wie sie etwa die neolithische Keramik bestens bietet, nur kennt diese eben höchstens die Gestaltung des Hohlraums, des Innenraums nicht.

Werten wir aber unsere bisherigen Wahrnehmungen aus, so wird eins klar: Begriffliche und kunstpsychologische Erwägungen ermutigen uns n i c h t zu der Annahme einer wirklichen vorzeitlichen architektonischen Kunst.

Noch deutlicher wird die Lage durch einen weiteren, wichtigen Gesichtspunkt.

Überall in der Welt ist die Ausübung der Baukunst sehr wesentlich und eng an den Kultbau geknüpft. In den antiken und orientalischen Kulturen steht Anfang und Aufschwung der Baukunst in jedem Falle in Verbindung mit dem Kultbau. Auch die Baukunst des Mittelalters besteht ja fast ausschließlich aus Kirchenbau. Wenigstens für alle frühen Zeiten gilt die Formel „Kunstbau gleich Kultbau" unbedingt.

Wie steht es nun mit dem Kultbau der nordischen Vorzeit? Auch hier finden wir ja einen „Sakralbau", und wir wissen, daß er zunächst ganz im Dienste der Totenbestattung stand.

Scheltema zeigt in einem Kapitel[2]), das er „Baukunst" betitelt, die Entwicklung der Megalithgräber und weist ihre künstlerische Bedeutung nach. In ihrer Lage, ihrer Isoliertheit zur Umgebung kommt ihr plastischer Charakter zur Geltung. Das erste plastische Gefühl mag sich an dem auffallenden Kontur eines natürlich gewachsenen Felsens geschult haben. Dann entsteht die Konturenkunst der bekannten Steinsetzungen, der Menhirs, der späteren Bautasteine, und schließlich der Runensteine des Mittelalters. Greifen wir vergleichsweise eine uns geläufige Bauform ähnlichen Charakters, etwa die Pyramide, heraus, so stellen wir fest: Auch hier ein reines Konturenerlebnis. Plastik, die wie Architektur gebaut wird, aber keine ist. Die Raumgänge im Innern sind ohne Zusammenhang mit der gebauten Form und bedeutungslos fürs

[1]) ‚Es ist vielleicht kein Zufall, daß „Halle" oder „hallen" Wortverwandte sind.'

[2]) Adama van Scheltema, Fr. Die Kunst der Vorzeit 1936.

Ganze. Die Pyramide steht der Skulptur näher als der Architektur. Das gleiche gilt für die vorzeitliche Steinsetzung und das megalithische Grab. Wenn wir der Baukunst den Sinn von „Gebäudekunst" und „Raumkunst" belassen wollen, machen wir eine Einschränkung, die die genannten „Sakralbauten" ausschließt. Mit Raumgestaltung und dem Begriff „construere" hat die vorzeitliche Steinsetzung weniger gemein als der primitivste Haus- oder Hüttenbau. Diese „Mälerkunst", wie wir sie nennen wollen, ist auch nicht etwa als Vorstufe zur Baukunst oder Skulptur aufzufassen, es ist eine durchaus selbständige, aber eine frühe Kunstgattung. Sie ist früher da als eine große Monumentalbaukunst, aber sie verschwindet nicht, als die Blütezeit der Architektur im Mittelalter anhebt, sondern lebt neben ihr (teilweise in ihr: als Turm usw.) fort.

Allerdings nimmt die Mälerkunst zuweilen Elemente der Architektur in sich auf, z. B. in Stonehenge. Hier sind architravtragende hohe Malsteine „personenartig" zu einem Kreis zusammengestellt. Das ist eine Raumbegrenzung. Doch ist vielleicht dieser Raum noch ganz unbeabsichtigt und gar nicht bewußt „gestaltet". Vielleicht hat er sich nur „ergeben". Vor allem fehlt, wie Riegl von den Tempelhöfen der Ägypter sagte, „mit dem Abschluß nach oben die volle Innenräumlichkeit".

Wir sind ja noch immer in der Periode des Naturkultus, und gerade diese Tatsache ist wichtig für das augenscheinliche Fehlen einer sakralen Baukunst und damit einer frühen Baukunst überhaupt. Wenn wirklich für den Anfang der Baukunst die Gleichung von Kult- und Kunstbau zu Recht besteht, dann müssen zwei Bedingungen erfüllt sein, ehe eine germanische Baukunst ins Leben tritt. Der reine Naturkultus muß aufhören, und die Architektur muß bewußt als Instrument des Gottesdienstes eine übersachliche, feierliche Gestaltung erstreben.

Noch Tacitus spricht aus, daß es die Germanen verschmähten, ihre Götter in Häusern zu verehren. Aber noch in der Völkerwanderungszeit entsteht der germanische Tempel. Nach dem Norden kam der Tempelkultus nach Magnus Olsen zusammen mit dem Baldurkultus im 7. Jahrhundert. Neben der Individuation der Menschen zur Völkerwanderungs- und Wikingerzeit steht die Individuation der Götter. Gott als Naturmacht bewohnt die Natur und das All, Gott als Person einen Raum. In der späten Völkerwanderungszeit kommt der Keim der germanischen Baukunst zur Entfaltung. Im Vierecktempel mit Umgang, wie wir ihn aus Grabungen und Berichten kennen, beginnt sie, aber nicht mehr als vorzeitliche, sondern bereits als mittelalterliche Kunst. In den Stabkirchen Norwegens bewundern wir ihre frühesten, uns erhaltenen Werke.

Mit dem Entstehen des Tempelkultus in der späteren Völkerwanderungszeit aber muß das Erwachen des Gefühls für den Innenraum eng gekoppelt sein. Der Raum muß ja in Einklang mit der Größe der Gottheit gebracht werden. Alle Probleme des feierlichen und monumentalen Raumes mußten hier auftreten. Elemente der „Mälerkunst" werden somit in die Architektur aufgenommen: die Monumentalität. Ein völlig Neues kam hinzu: der Raum. (Ist es zu weit gegangen, wenn wir die hier deutliche Eroberung des Raumes in Verbindung bringen mit der Eroberung der weiten Erdräume durch die ausgreifenden Züge der Wikinger?)

Nun ist die Zeit gekommen, wo auch der Profanbau vom Willen zur Raumgestaltung ergriffen wird: die Hohe Halle entsteht. Bevor wir aber sie und ihr Werden näher betrachten, müssen wir die gesamte vorzeitliche Wohnarchitektur einer allgemeinen Prüfung unterziehen. Die Frage ist, ob das vorzeitliche Bauernhaus in eine kunstgeschichtliche Betrachtung gehört oder nicht, mit anderen Worten: ob nicht die vorzeitliche Wohnarchitektur den Namen Baukunst wenigstens zu einem gewissen Grade verdient.

Es ist klar, daß gerade beim Wohnbau die praktischen Erfordernisse hoch über allen ästhetischen stehen. Betrachten wir Wohnhaus und Bauernhaus von heute, so werden wir in den wenigsten Fällen wagen, hier von „Baukunst" zu sprechen.

Gerade für das Bauernhaus ist eine gewisse Trägheit in der Entwicklung bezeichnend. Nachdem das Rechteckhaus in der jüngeren Steinzeit entstanden war, fand diese einmalige, von einem bestimmten Raumwillen erzeugte Tat keine Weiterentwicklung in den späteren Zeiten. Für die Bronzezeit und die frühe Eisenzeit ist eher ein gewisser Rückschritt zu vermerken. Und noch heute haben wir in den Säterhäusern auf den Almen Norwegens einen Haustyp vor uns, wie er für die gesamte Bronzezeit vorherrschte. Immer wieder werden sie so gebaut, und alle Anforderungen erfüllen sie. Auch das heutige Sächsische Bauernhaus war schon vor dem Zeitwechsel nahezu ausentwickelt.

Das deutliche Fehlen einer Entwicklung aber ist vielsagend. Mit dem Begriff der Entwicklung ist ja die hohe Kunst, die „Stilkunst", ganz eng verknüpft als mit einer ihrer Haupteigenschaften. Eine phasenhafte Entwicklung im kunstgeschichtlichen Sinne läßt sich aber im vorzeitlichen Hausbau nur zweimal erkennen. Erstmalig in der Steinzeit, als das Rechteckhaus entstand, und danach nicht wieder bis zur jüngeren Eisenzeit. Hier, am Ende der Vorzeit, in den ersten Jahrhunderten nach dem Zeitwechsel, konnte uns der Spaten ein ziemlich vollständiges Bild des Wohnbaus vermitteln: Im Norden geht aus den Grabungen von Gotland und Oeland, Jaeren und Lista ein Haustyp besonders deutlich hervor: die Halle. Sie ist ein Dachhaus. Sie hat keine eigentlichen Wände, sondern nur Grundwälle aus Stein und Erde, auf denen das Dach ruht. Teilweise finden wir „Dreischiffigkeit"; d. h. nahe an den Wandwällen stehen Pfostenreihen als Dachstützen, eine Maßnahme, die bei Vergrößerung des Maßstabes notwendig wurde. Eine Vorstellung davon vermittelt die Rekonstruktion der Halle von Lojsta (vgl. Fornvännen 1932). Daneben gibt es Hallen, die dem eben beschriebenen Typus gleichen, sich jedoch durch mächtige, säulenartige Pfosten auszeichnen, die ein vom Boden gehobenes Dach gehabt haben müssen und wirkliche Wände im Reiswerk: z. B. Källberga und Onbacken in Schweden[3]). Sie müssen der jüngeren Eisenzeit angehören, stehen in enger Verbindung mit den isländischen Hallen und haben sich ebenso sicher aus dem alten Dachhause entwickelt. Hier haben wir erstmalig Zeugen einer Entwicklung vor uns, einer Entwicklung, die also durch Wachsen der Wände und Auflüften des Daches charakterisiert wird. Das alte Dachhaus kann riesige Abmessungen erhalten und damit einen imposanten Eindruck erzielen. Aber es wird damit höchstens ein monumentales Dach, aber kein monumentaler Raum. Das Zelt- und das Satteldach pressen den Innenraum zusammen, sie bedrohen und verleugnen ihn. Das Dach wird vom Boden erhoben, weil sich der Innenraum auf eine gebieterische Weise Platz verschafft. Der Raum wird geschaffen, der später „gestaltet" werden soll. Damit aber stehen wir wieder am Eingang zum Mittelalter und haben die Vorzeit verlassen.

Auch aus diesen letzten Beobachtungen geht hervor, daß die Anfänge einer germanischen Baukunst nicht vor der Völkerwanderungszeit gesucht werden dürfen. Es gibt keine vorzeitliche, keine vormittelalterliche Baukunst im Norden. Die Vorzeit hatte ihre hochkultivierte, bodenständige Gerätekunst und eine monumentale „Mälerkunst", eine Baukunst nicht. Bleiben wir auf den ersten zwei Gebieten, so offenbart sich der künstlerische Genius unserer Ahnen überraschend deutlich dem, der in diesen Dingen zu lesen versteht. Die großen und kleinen Denkmäler aus diesen beiden Bereichen erlauben es, die Kunstentwicklung der gesamten nordischen Vorzeit als „Stilgeschichte" zu schreiben, d. h. als einen bedingten, folgerichtigen, rhythmisch fließenden Verlauf. Wir tun unseren Vorfahren und ihrer Zeit einen schlechten Dienst, wenn wir ihnen zuschreiben oder zumuten, was sie weder besaßen noch besitzen wollten und konnten. Eine Baukunst hatten sie, wie wir sahen, nicht. Die hatten sie noch vor sich! Und das ist kein Mangel, sondern Reichtum. Denn etwas noch vor sich zu haben, bedeutet im Leben der Völker viel. Es ist das Mittel zur Unsterblichkeit.

---

[3]) Gerda Boëthius: Hallor, tempel och stavkyckor, Stockholm 1931.

Über einen angeblich slawischen Kultgegenstand

Von J. O. Plassmann

Die Zeugnisse zur Religion der Westslawen in der Zeit vor und während der Wiedereindeutschung der von ihnen in Besitz genommenen ostgermanischen Gebiete sind außerordentlich spärlich. Die Angaben über große Kultzentren und über die dort verehrten Götterbilder sind mit großer Vorsicht aufzunehmen[1]); um so bedeutsamer erscheinen dann die sehr spärlichen Nachrichten über Kultgegenstände kleinerer Art. Aber auch hier ergibt sich meistens wenig Greifbares; die Quellen lauten so unbestimmt, daß man auf den Verdacht kommt, die Berichterstatter selbst hätten sich mehr nach dem Hörensagen, als nach eigener Anschauung gerichtet. Mehr Gewicht gewinnt freilich ein Bericht, der von einem sonst unbedingt zuverlässigen Schriftsteller gegeben, und in dem nicht nur der Kultgegenstand selbst, sondern auch die mit ihm vorgenommene Handlung ziemlich genau beschrieben, ja in dem der Name des Gegenstandes selbst genannt wird. Einen solchen Bericht haben wir in dem „Chronicon" des Bischofs Dietmar von Merseburg, der von 975 bis 1018 lebte und in seinem Geschichtswerke uns eine der wertvollsten Quellen für die Geschichte der sächsischen Kaiser und der Elbslawen hinterlassen hat. Der kurze Bericht, der in der wissenschaftlichen Literatur häufige und widersprechende Behandlung gefunden hat, lautet (Buch VII, c. 50)[2]):

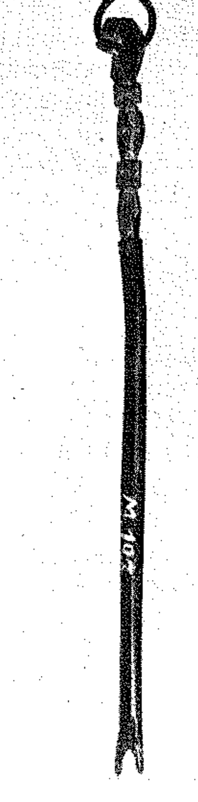


Abb. 1. Die Nadel von Salzkotten

„In meiner Nachbarschaft, in einem Orte namens Silivellun, begab sich etwas Wunderbares in der zweiten Woche des Dezember . . . Kein Wunder, daß sich in diesen Gegenden solche Dinge ereignen. Denn die Einwohner kommen selten zur Kirche und kümmern sich nicht um den Besuch ihrer Wächter. Sie verehren Hausgötter (domesticos colunt deos) und opfern ihnen, weil sie hoffen, daß sie ihnen viel nützen können. Ich habe auch von einem Stabe gehört, an dessen Spitze sich eine Hand befand, die einen eisernen Ring in sich hielt (audivi de quodam baculo, in cuius summitate manus erat unum in se ferreum tenens circulum). Dieser (Stab) wurde von dem Hirten des Dorfes, in dem er sich befand, durch all die einzelnen Häuser getragen und beim ersten Eintritt von seinem Träger so begrüßt: ‚Wache, Hennil, wache!' (Vigila, Hennil, vigila). Denn so wurde er in der Bauernsprache genannt. Dann schmausten sie köstlich und wähnten sich in ihrer Torheit durch seine Wachsamkeit geschützt; und sie wußten nicht, was David sagt: ‚Die Brüder der Heiden, von Menschenhänden gemacht', usw."

Es ist kaum ein Zweifel, daß hier ein wirklicher Brauch beschrieben wird, wenn der Bischof begreiflicherweise den Stab auch nur von Hörensagen kennt. Aber die Bedeutung des Kultgegenstandes, des Brauches und vor allem seines Namens ist bis heute dunkel geblieben. Nach der ausdrücklichen Angabe Dietmars ist kein Zweifel, daß der Stab den Namen „Hennil" führte, und daß er selbst mit den Worten „Wache, Hennil, wache!" angeredet wurde. In diesem Kultsymbol jedoch gleich eine slawische Gottheit sehen zu wollen, wäre verfrüht. Um so mehr ist an dem Namen herumgerätselt worden. Jakob Grimm hat sich in der Deutschen Mythologie (4. Ausg., Band II, S. 625) eingehend mit dieser Stelle befaßt; er sucht den Namen „Hennil" aus dem Ungarischen herzuleiten: „Ungrisch heißt die Morgenröte hajnal (estnisch haggo), und die dortigen Tagewächter rufen sich zu: ‚hajnal vagyon szep piros, hajnal, hajnal vagyon!', d. i. aurora est (erumpit) pulchra purpurea, aurora, aurora est! Dieser Name heynal, eynal ist auch den Polen geläufig, und man ruft aus: heynal świta! aurora lucet!'"

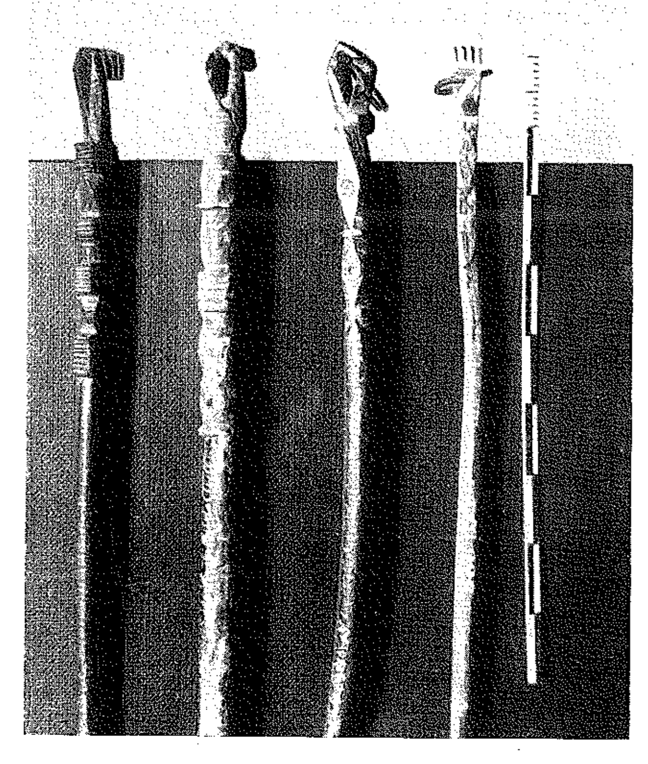


Abb. 2. Von links nach rechts: Die Nadeln von Markfeld (2), Kirchborchen und Salzkotten

Die Herleitung aus dem Ungarischen, so gelehrt sie ist, dürfen wir der geringen Wahrscheinlichkeit wegen wohl aufgeben. Ob freilich mit dem „Hennil" ein göttliches Wesen im Sinne einer persönlichen Gottheit gedacht ist, bleibt trotzdem fraglich. E. Wienecke (a. a. O. S. 67 f.) erinnert wegen der Bedeutung des Stabes an die Boten- oder Schulzenstäbe, die bei den Wenden eine so große Bedeutung haben und als Träger einer höheren Macht galten (wie der Stab vor allem auch bei den Germanen). Er sieht in dem „Hennil", von dem Dietmar berichtet, „ein Stück Übergang von der reinen Naturobjektsverehrung, als Sitz göttlicher Kräfte, zum künstlich gefertigten Kraftträger". Inwiefern er daraus allerdings „den Schluß auf Unmöglichkeit metallischer Arbeiten bei den Slawen" ziehen zu können glaubt, bleibt unklar. Auch seine späteren Ausführungen über den Namen als ein mißverstandenes und dann zu Ehren gekommenes Schimpfwort sind nicht ganz überzeugend.

Über den Stoff, aus dem das „Hennil" gefertigt war, wird nämlich nichts berichtet. Es ist auch nicht einmal unbedingt sicher, ob es sich bei den Trägern des Brauches um Slawen oder nicht vielmehr um Deutsche handelte. In dem Ort Silivellun will Grimm (a. a. O.) Selben bei Merseburg sehen; Fr. Kurze in seiner Textausgabe (S. 234) hingegen hält es im Gegensatz dazu für Sülfeld bei Fallersleben, das Dietmars Höfen Walbeck und Rottmersleben benachbart war. Welcher Ort es nun auch war, weder die Altmark noch das Gebiet von Merseburg waren jemals ganz ausschließlich slawisch, es kann sich also immer noch um eine deutsche Streusiedlung handeln. Diese Möglichkeit ist aber bedeutsam für die Frage, ob es sich hier überhaupt mit Sicherheit um einen slawischen Kultgegenstand handelt.

1) Vgl. Erwin Wienecke, Untersuchungen zur Religion der Westslawen. Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte, Heft 1; bei O. Harrassowitz, Leipzig 1940.

2) Vgl. Thietmari Merseburgensis Episcopi Chronicon post Editionen Ioh. M. Lappenbergii recognovit Fridericus Kurze. Hannoverae Impensis Bibliopolii Hahniani 1889, S. 234/35.

Entscheidend sind jedoch zunächst das Aussehen und die Beschaffenheit des Gegenstandes selbst, der bisher nicht archäologisch nachgewiesen ist. Durch die Freundlichkeit meines Kameraden W. Jordan von der ᛋᛋ-Schule Haus Wewelsburg kann ich jetzt jedoch eine Reihe von Fundstücken vorlegen, die mit dem von Dietmar geschilderten Kultgegenstand eine ganz auffallende Ähnlichkeit haben. Abb. 1 zeigt eine bronzene Nadel, die 1936 bei einer Grabung der ᛋᛋ-Schule Wewelsburg durch ᛋᛋ-Rottenführer Spengler in der Schlackenschicht einer mittelalterlichen Bronzegießerwerkstatt bei Salzkotten, Kreis Büren in Westfalen, gefunden worden ist. Abb. 4 zeigt den oberen Teil in vergrößerter Wiedergabe. Es ist eine anscheinend mit der Feile sorgfältig ausgearbeitete Hand, die einen Ring umschließt, der hier freilich auch aus Bronze besteht. Die Länge der ganzen Nadel beträgt 10,7 cm; die Spitze endigt in einer kurzen Gabelung, die möglicherweise ein abgebrochenes Öhr ist. Der Fund wurde zuerst veröffentlicht durch W. Jordan, „Mittelalterliche Bronzefunde von Salzkotten", in der „Warte", Heimatschrift für das Paderborner Land, 6. Jahrgang, Heft 5, S. 72. (Samml. ᛋᛋ-Schule Haus Wewelsburg, Inv. M. 193.)

Dieser Fund steht nun nicht allein; Westfalen hat uns in den letzten Jahren noch mehrere solcher Nadeln wiedergegeben. Abb. 2 und 3 zeigen uns in den beiden ersten Stücken links weitere solcher Handnadeln aus einer Burgstätte in der Bauernschaft Markfeld, Kreis Recklinghausen (Mus. Dortmund, Inv. Nr. A 114 f). Die Länge der ersten Nadel beträgt 17,63 cm, der Schaftdurchmesser 0,40 cm; die zweite ist 14,75 cm lang bei einem Schaftdurchmesser von 0,56 cm. Hiernach ist anzunehmen, daß die Nadel von Salzkotten ebenfalls länger gewesen und im Öhr abgebrochen ist (erste Veröffentlichung in der „Warte" a. a. O. nach einer Zeichnung von Dr. Albrecht, Dortmund). Diesen beiden Nadeln fehlt der Ring; er scheint verlorengegangen zu sein, denn ein weiterer Fund, die im Schaft gebogene dritte Nadel von links, trägt wiederum den Ring in der Hand. Sie stammt aus Kirchborchen im Kreis Paderborn und liegt im Museum in Paderborn; bisher ist sie noch unveröffentlicht. Die Maße sind annähernd aus Abb. 2 und 3 zu ersehen, die der Vollständigkeit halber rechts noch einmal die Nadel von Salzkotten zeigen.

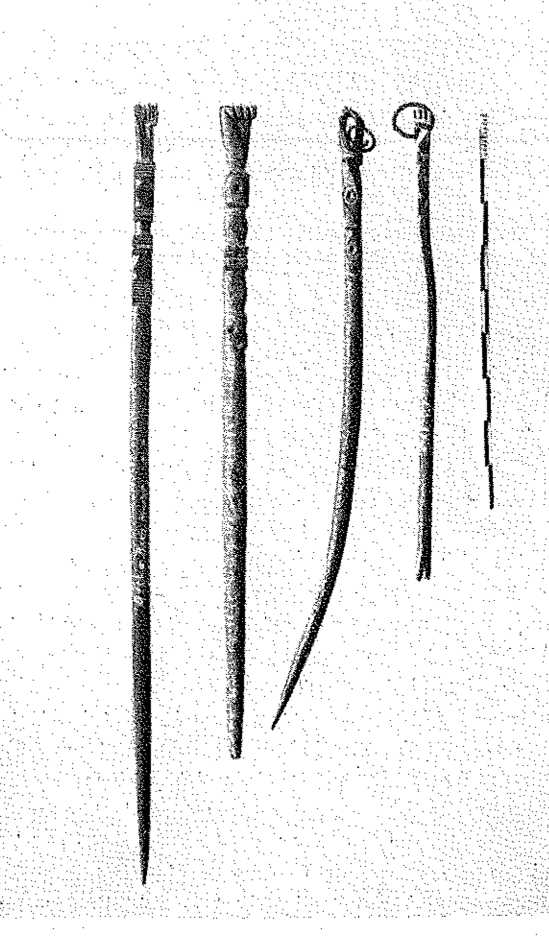


Abb. 3. Die vier Handnadeln, vollständig

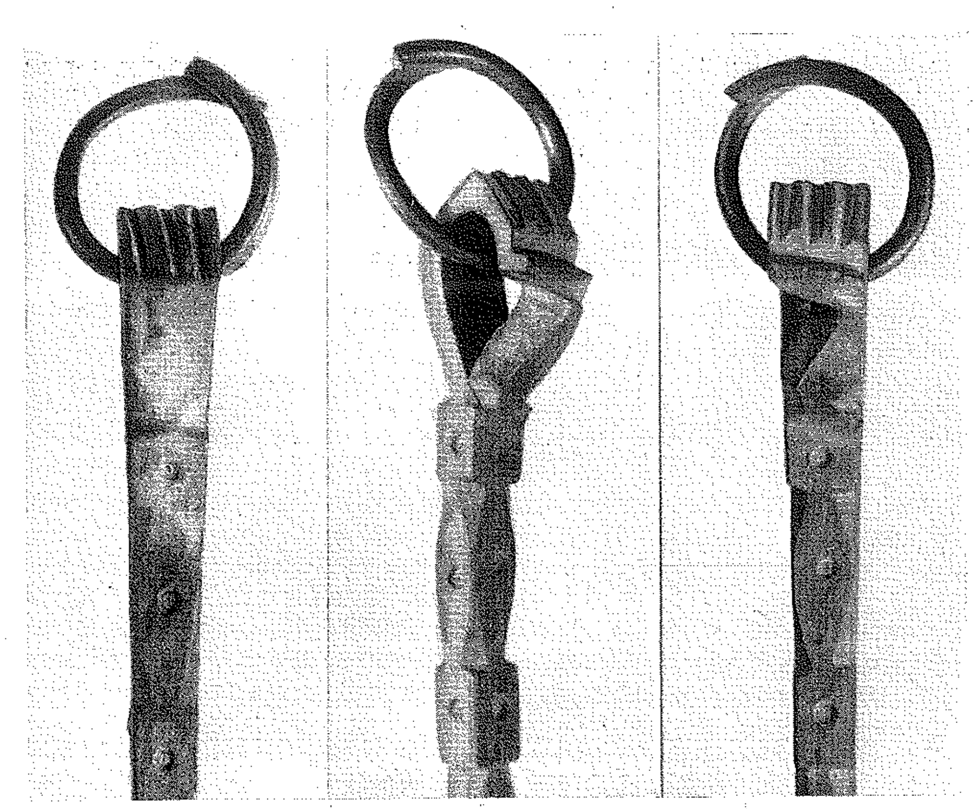


Abb. 4. Die Nadel von Salzkotten. Die Hand mit dem Ring — Aufn. Jordan (4)

Wie mir W. Jordan mitteilt, sollen solche Nadeln auch in Haithabu gefunden sein, worüber nähere Nachricht noch aussteht. Jedenfalls beweisen die Funde, daß Gegenstände, die dem von Dietmar beschriebenen genau entsprechen, im frühen 12. Jahrhundert, wenn nicht schon früher[3]), in Altsachsen bestanden haben. Da ein praktischer Zweck dieser Nadeln kaum zu erkennen ist, so dürfen wir sie mindestens als Schmuckstücke, wahrscheinlicher aber als Heilszeichen ansprechen. Möglicherweise sind sie verkleinerte Abbilder eines größeren Kultgegenstandes, wenngleich die Länge von fast 15 cm bei der größten selbst schon die Bezeichnung „baculus" zuließe. Jedenfalls läßt das Vorhandensein von nicht weniger als vier Stücken dieser Art in Westfalen den Gedanken zu, daß es sich bei dem angeblich slawischen Kultgegenstand einfach um Einfuhrgut aus dem westlichen Herzogtum Sachsen handelt, dessen Einfluß auf die ostfälischen und die angrenzenden slawischen Gebiete gerade in der Zeit der sächsischen Könige viel stärker gewesen ist, als man im allgemeinen annimmt. Und da es sich in allen Fällen um eine sehr sorgfältig ausgearbeitete H a n d handelt, so drängt sich mir auch eine Deutung des Namens „Hennil" auf, die viel zu einfach ist, um als gelehrt gelten zu wollen. Sucht man nämlich den Ursprung des Wortes statt im Ungarischen oder im Estnischen einmal im Deutschen, so ergäbe sich als mögliche Urform das *hendil(o), was nach dem Lautstand des 11. Jahrhunderts eine durchaus mögliche Verkleinerungsform von „hand" wäre. Die Slawen hätten dann mit dem Kultgegenstand oder dem Sinnbild selbst auch die deutsche Bezeichnung „Händchen" übernommen und ihrer Sprache angeglichen. Und diese Bezeichnung führt vielleicht auch zu dem ursprünglichen Sinne dieses Sinnbildes weiter.

Die germanischen Sprachen haben ein Synonym für das Wort „Hand", nämlich munt (as. mund), das ursprünglich die Hand selbst, dann in übertragenem Sinne „Schutz" oder

[3]) W. Jordan setzt die Fundstücke in das 12. Jahrhundert. Was aber in dieser Zeit schon ein ausgebildeter kunstgewerblicher Gegenstand ist, muß in seinen Ursprüngen weit älter sein.

„Oberherrschaft“ bedeutet[4]). Ich habe früher schon einmal[5]) die Meinung geäußert, daß sich aus der ursprünglichsten Bedeutung ganz wörtlich die germanische Bezeichnung mundboro erklärt, die durchweg den obersten Herrscher, den Oberlehns- oder -gerichtsherrn bedeutet, zunächst aber den „Träger des Handsymbols“ bezeichnet haben dürfte. Das germanische Königsszepter endigt nämlich zuweilen oben in einer Hand. Dies führten die fränkischen und später die französischen Könige; ein Gemälde von François Gérard, das Napoleon im Krönungsornat darstellt (Neues Palais in Potsdam), zeigt unter dem Krönungsschmuck außer dem mit Bienen besteckten Königsmantel des Childerich und dem langen Szepter mit dem Adler auch das kürzere Szepter mit der Hand. „Hand oder Handschuh bedeutete im alten deutschen Brauch richterliche Gewalt. Das Handszepter bezeichnet den obersten Gerichtsherrn.“[6]) Auf welche Vorform dieser Königsstab mit der Hand zurückgehen dürfte, werden wir sogleich noch sehen. Dietmar berichtet nun ausdrücklich, daß die Bauern sich durch den Stab mit Hand und Ring geschützt fühlten (de eiusdem se tueri custodia stulti autumabant). — Sollte darin die Doppelbedeutung von „Hand“ und „Schutz“ zum Ausdruck kommen? Die Munt in ihrer greifbaren Gestalt ist die Trägerin des höheren, göttlichen Schutzes, den der höchste mundboro (im Heliand eine sehr häufige Bezeichnung für Gott-Vater) gewährt. Beim Betrachten der den Ring fest umschließenden Hand wird man auch an das besondere Schutz- und Asylrecht denken, das dann in Kraft trat, wenn ein Verfolgter den Ring an der Kirchentür (ursprünglich vielleicht am Gerichtspfahl) ergriff. Alle diese Zusammenhänge aber liegen so im germanischen Denken und Brauch, daß Fundstücke, Sinngebung und selbst der Name des von Dietmar geschilderten Gegenstandes die Einfuhr eines germanischen Kultgegenstandes in halbslawische Gebiete vermuten lassen. Wienecke (a. a. O.) erwähnt andeutungsweise, daß hier die Weiterentwicklung eines Gegenstandes der „Naturobjektsverehrung“ zum künstlerisch gefertigten Gegenstande vorliegt. Das trifft wohl zu und erinnert daran, was unsere Sinnbildforschung längst festgestellt hat[7]), daß vor dem naturalistischen, „sinnfälligen“ Bildwerk das sinnbildliche, abstrakte Ideogramm liegt. Diese beiden Formen können wir bei dem germanischen Königsszepter ziemlich deutlich verfolgen: neben dem Stab mit der ausgebildeten Hand hält sich der dreigegabelte Stab, der Dreispross der, sei es als „Lilie“, sei es als Dreiblatt die dreiteilige Form immer beibehält, mindestens bis zum Ende des Mittelalters. Daß dieser Dreisproß eine Wechselform der fünffingerigen Hand ist, zeigen uns schon die nordischen Felsbilder; in dem gleichen Sinne tritt die dreifingerige Hand neben die fünffingerige[8]). So vermute ich als Vorläufer auch unseres Handstabes den Stab mit dem Dreisproß, und vielleicht als Vorläufer des Handstabes mit dem Ringe den Dreisproß, der mit einem Kreise oder Ringe versehen ist. Einen solchen findet man unter den in dieser Zeitschrift wiederholt behandelten Ritzungen am Kriemhildenstuhl bei Dürkheim, die in der Gestalt den heute von den dortigen Kindern getragenen „Sommerstecken“ fast genau entsprechen (vgl. Germanien 1936, S. 168). Wenn man in diesen Sinnbildern Gegenstände der Sonnenverehrung sehen kann (vgl. A. Becker, Pfälzer Sonnenverehrung; Germanien 1934, S. 267 ff.), so dürfte auch unser Handsymbol auf jenen uralten Sonnenglauben zurückgehen, in dem wir den Ursprung fast unserer gesamten Sinnbildwelt erkannt haben. Zunächst aber wird der greifbare Nachweis eines angeblich slawischen Kultgegenstandes auf niederdeutschem Boden dazu beitragen, die Religionsgeschichte der Westslawen zu erhellen. Auch auf diesem Gebiete dürften die Slawen durchaus die Empfangenden gewesen sein, um dann freilich oft das Empfangene dauerhafter zu bewahren als die Vermittler.

---

[4]) Vgl. Sehrt, Vollständiges Wörterbuch zum Heliand, Göttingen 1925, unter „mund“.
[5]) In der Besprechung von Berent Schwineköper, Der Handschuh im Recht, Ämterwesen, Brauch und Volksglauben, Germanien 1939, S. 233.
[6]) Vgl. Kümmel/Rave, Amtlicher Führer durch die Ausstellung der Nationalgalerie Berlin „1813 bis 1815“, S. 22.
[7]) Vgl. meinen Aufsatz „Sinnfälliges und Sinnbildliches“, Germanien 1933, Seite 33 ff.
[8]) Ich muß mich hier auf diese allgemeinen Angaben beschränken; an anderer Stelle werde ich diesen Zusammenhang auf Grund reichhaltigen Stoffes näher darlegen.

Erwecker der Vorzeit

Verner von Heidenstam ᛦ

Von Richard Wolfram

Schon einmal in der deutschen Geistesgeschichte des letzten Halbjahrhunderts hat der europäische Norden mächtig auf uns eingewirkt. Es war jene Zeit, da man zu Ende der achtziger Jahre gezwungen war, auf Einladungskarten zu schreiben: „Es wird gebeten, sich nicht über Ibsens „Nora“ zu unterhalten.“ So mächtig war der Durchbruch der Wirklichkeitsdichtung und Problemdiskussion damals, so stark die ausländischen Vorbilder, die hier Pate standen. „Ibsen und die Frauenfrage“ könnte man geradezu als Überschrift über die leidenschaftlichen Gespräche dieses Jahrzehnts setzen. Ihm folgte Strindberg mit dem ins Übersinnliche gesteigerten Haß der Geschlechter gegeneinander. Vor allem der späte Strindberg mit seinem „Traumspiel“ und dem Leidensweg „Nach Damaskus“ fand stärkste Nachfolge in Deutschland. Er löste bei uns das expressionistische Drama aus. Aber haben diese Dichter eigentlich als nordische Geister auf uns gewirkt? Sind sie nicht vielmehr als Vertreter des gesamteuropäischen Auflösungszustandes zu werten, die es verstanden, diesen Auflösungszustand besonders eindringlich und in nordischer Färbung darzustellen? Heute treten in unserer Wertschätzung die Gesellschaftsstücke Ibsens zurück gegenüber den „Kronprätendenten“ und den „Heerleuten auf Helgeland“. Eine tiefgreifende Wandlung in unserem deutschen Volk gibt sich in der Wertschätzung ganz anderer Seiten nordischer Dichtung kund. Wenn wir heute von verwandtem nordischem Geist sprechen, dann meinen wir das volkhaft Ursprüngliche, das uns in vielen Werken Selma Lagerlöfs entgegentritt, oder das Heldische, für das gerade Verner von Heidenstam zum Sinnbild wurde.

Vor wenigen Wochen trug man Heidenstam zu Grabe, knapp vor der Vollendung seines einundachtzigsten Lebensjahres. Trotz vieler Übersetzungen kann sich seine Beliebtheit nicht mit der Selma Lagerlöfs messen. Und doch steht gerade er uns heute näher als irgendein anderer schwedischer Dichter. Es gilt eine deutsche Dankesschuld abzustatten gegenüber dem Mann, der inmitten eines in Wohlleben und Problemlosigkeit erstarrten Schweden des Pazifismus und Völkerbundglaubens trotzig und einsam das Ideal des Heldentums verkündete. Der aus diesem Glauben heraus auch immer an der Seite Deutschlands zu finden war. Sei es während des Weltkrieges, wo er Deutschlands Ringen mit dem Kampf Karls XII. gegen vielfache Übermacht verglich, sei es nach der deutschen Wiedergeburt im Nationalsozialismus, dessen Bedeutung für die Rettung Europas vor dem Chaos er klar erkannte. Der nationale Schwede fühlte den Herzschlag des neuen nationalen Deutschlands. Macht ihn uns diese Gesinnung wert, so dürfen wir ihn zudem noch als einen der größten Dichter seines Volkes schätzen, der sehr zu Unrecht in Deutschland noch nicht den ihm gebührenden Platz einnimmt.

Der Herrenhof Olshammar am Vättersee ist die Heimat Verner von Heidenstams, in dessen Adern von den Vorfahren her auch trotziges Dithmarschenblut rollt. Dort wurde er am 6. Juli 1859 als einziges Kind seiner Eltern geboren. Ähnlich wie bei Selma Lagerlöf ist auch Heidenstams Leben vor allem von den Eindrücken der Jugend her bestimmt. „Wenn ich an meine Kindheit denke, sehe ich breite Gartenwege mit windgeschüttelten Äpfeln, Stachelbeerbüsche und Johannisbeertrauben“, schreibt er in seinen Erinnerungen. „Aber kurz dahinter beginnt die Wildnis ohne Übergang. Da hausen Specht und Kreuzschnabel, und wenn ein Elch über einen morschen Zaun setzt, kracht es, so daß man stehenbleiben muß, um zu lauschen ... Es scheint mir nun, als hätte damals ewiger Sommer geherrscht, ein zehnjähriger Sommer ohne Regenschauer, wo schöne und gute Menschen im Grase saßen und Kränze aus blauen und weißen Blumen banden ... Und obwohl ich nun sehen

kann, wenn ein Apfel wurmstichig ist, und wenn ich schwermütig sitze, wo andere froh sind, wundert es mich immer, wie wenig ich mich seit meiner Kindheit verändert habe... Was ich damals liebte, liebe ich noch jetzt, und wie ich damals war, bin ich noch heute." Dem finnländischen Dichter Zacharias Topelius schrieb er einst: „Sie fragen nach meiner Anschrift? Die ist immer, Winter und Sommer und wo ich auch bin: Olshammar, Askarsund, Schweden." Ein symbolisches Wort.

Seltsam ist dieses Land seiner Kindheit, erfüllt von Erinnerungen und Sagen. Runensteine und Felsblöcke mit bronzezeitlichen Felszeichnungen nehmen die Phantasie gefangen. Der väterliche Herrenhof Olshammar trägt seinen Namen nach Ulf, dem Gatten der hl. Birgitta. Wenige Schritte vom Wohnhaus des Heidenstamschen Familiensitzes liegt ein flacher Stein. Von ihm erzählt die Sage, daß er Birgitta als Stütze diente, wenn sie nach der Messe ihr Roß bestieg, um über die Wasser des Sees heim nach Vadstena zu reiten. Kein Wunder, daß ihre Gestalt in der Heidenstamschen Dichtung mehrmals auftaucht. Am stärksten fesselt ihn doch die unbezwungene Natur des nordischen Urwaldes. Denn der einst gefürchtete weglose Tiveden mit seinen Baumwüsten schließt sich dicht an Olshammar an. „Ich fand, daß der Wald einer unüberschaubaren Menge uralter, schuppiger Tiere glich, die an der Erde festgesogen standen, manche mit Flügeln. Schreckte er mich, war es, weil ich mit einer kindlich unbestimmten Empfindung vor der Urzeit schauderte." Nur aus solchen Erlebnissen ist die großartige Waldvision seines Gedichtkranzes an Tiveden zu erklären oder die unheimliche Schilderung des Entscheidungskampfes zwischen dem Ritterheer und den Waldleuten und letzten Heiden mitten im Waldesdunkel bei Ti's Opferquelle (enthalten im 2. Band der „Folkunger" 1905—1907). Das Frühlicht der Geschichte hat Heidenstam immer wieder angezogen. Darum schrieb er auch als Ergänzung zu dem ganz ungewöhnlichen Geographiebuch der schwedischen Volksschule von Selma Lagerlöfs „Die Reise des kleinen Nils Holgerson mit den Wildgänsen", das ebenso ungewöhnliche Geschichtsbuch „Die Schweden und ihre Führer".

Zeitlebens war Heidenstam unverbrüchlich an die Heimat gekettet, trotzdem ihn das Leben zunächst ganz andere Pfade führte. Ernste Krankheit zwang den Sechzehnjährigen, die Schulstudien abzubrechen und nach dem Süden zu gehen. Damit beginnen seine Wanderjahre. In der aufnahmsfreudigsten Zeit des Lebens sah er Italien, Ägypten, Griechenland, Syrien und lebte zwei Jahre in Rom. Von Heimat und Familie schied ihn 1880 seine Ehe, die er als Einundzwanzigjähriger gegen den Willen seines Vaters schloß. So suchte er seinen Künstlerweg zunächst als Maler in Rom und Paris, bis er den Dichter in sich als mächtigste Kraft erkannte. Der Niederschlag dieser Jahre ist die erste Gedichtsammlung „Wallfahrt und Wanderjahre" (1888). Farbenreicher, märchenschimmernder Orient und unwiderstehlich sorglose Lebensfreude erheben hier ihren kecken Oppositionsruf mitten in der moralingeschwängerten Grauwetterdichtung der achtziger Jahre. Etwas für die damalige Zeit Unerhörtes! Alles, was dieser Generation an Ibsens „Puppenheim" und „Brand", an Strindbergs Ehekämpfen teuer war, wurde frank und frei verneint. Phantasie und Freude fordern wieder ihr Recht. Mit einem Schlage bahnte Heidenstam dem großen Umschwung des nächsten Jahrzehnts den Weg, der in Selma Lagerlöf, Fröding und Karlfeldt im Verein mit Heidenstam die schönste Blüte neuschwedischer Dichtung brachte. Doch mitten in der Lebensfreude des Bucherstlings klingen fünf Zeilen Heimweh auf und verraten den anderen Heidenstam:

> Ich sehn' mich heim seit langen, langen Jahren.
> Im Schlafe selbst hab' ich die Sehnsucht heiß gefühlt!
> Ich sehn' mich heim, dies folgte mir, wo wir auch waren —
> Doch nicht zum Menschen will ich, nein, zur Erde,
> Zum Steine, da ich spielt' als Kind.

Es ist keine seichte Genußphilosophie, aus der sein Märchenreich entsprungen ist. „Nie erglüht die Phantasie so gewaltig an dem, was du besitzst, als an dem, was du entbehrst. Deshalb werden die Söhne der Schwermut so oft Gaukler und Bacchussänger", sagt er selbst. Ein Wort, das nicht nur für das schwedische Gemüt äußerst bezeichnend ist, sondern überhaupt für den germanischen Humor.

Wie es ging, als Heidenstam das übermütige Programm seiner Jugendgedichte zu verwirklichen suchte, zeigt die Trilogie „Hans Alienus" (1892). Kaum eine andere nordische Dichtung enthält so viel Faustisches, vielleicht abgesehen von Peer Gynt. Sein Schönheitssuchen strebt nicht nach irdischem Genuß, sondern einer höheren Wirklichkeit im Sinne der Weimarer Klassiker. Aber daraus ergibt sich auch ein Gefühl der Einsamkeit und Fremdheit, das in den eingestreuten Gedichten — Perlen der schwedischen Lyrik — ergreifend zum Ausdruck kommt:

> An das Leben gekettet ich bin,
> Ruhlos und fremd allerwegen.
> Stets mich sehnend, immer dorthin,
> Wo sich die Träume regen.
> Hadesverbundene,
> Schattengleich,
> Straflos wir nicht von der Lebensfrucht stehlen;
> Denn das entschwundene
> Schönheitsreich
> Suchen für ewig nun unsere Seelen.

Heidenstams große nationale Dichtung kündigt sich bereits in dem Gedicht „Der neunjährige Friede" an. Nicht Glück und Genuß sind des Lebens höchste Güter, sondern Begeisterung, Mut und Opferfreude. Die Heimkehr nach Schweden nach dem Tode seines Vaters schenkte ihm die volle künstlerische Höhe. Er schreibt das Prosaepos aus Schwedens Heldenzeit „Karl XII. und seine Krieger" (1897/98). Unwiderstehlich lockte ihn das tragische Genie dieses Königs, der die verborgensten Kräfte seines Volkes weckte und selbst die Unwilligen und Widerstrebenden zur Größe unpathetischen, verschlossenen Heldentums mitriß. Sein Leben wird zum Sinnbild der geheimsten Wünsche und edelsten Kräfte der Schweden. Neben Karl steht als Held das ganze schwedische Volk. Nach der unglücklichen Schlacht bei Poltawa legt Heidenstam dem Grafen Lewenhaupt die Worte in den Mund: „Der Kranz, den er sich selbst flocht, glitt herab auf seine Untertanen. Dort bleibt er für ewig liegen auf den vergessenen Gräbern in den Sümpfen. So müssen wir ihm danken für das, wozu er uns gemacht hat." Das Große bei einem König und Führer ruft das Große bei seinem Volk hervor. Das ist der Sinn dieses Werkes. Der mächtige Erzklang von Heidenstams Sprache formt sich hier zu einer Offenbarung des Tiefsten im schwedischen Wesen, das uns heute doppelt verwandt anmutet.

Unmittelbar an dieses Werk schließt sich der Kreis von Gedichten „Ein Volk" (1902), aus dem Schweden seine zweite Volkshymne erwählte. In Stenhammars Vertonung vielleicht die innerlichste, die ein Volk besitzt. In diesen Werken ist der Heidenstam, der heute unmittelbar zu unseren Herzen spricht. In der Zeit der Zersplitterung und Ideallosigkeit vor den Erschütterungen des Weltkriegs erlebte er bereits vorausahnend die Volksgemeinschaft in all ihrer Größe und Kraft und das Wunder echten Führertums und wahrer Gefolgschaft. Die letzten seiner Werke, „Die Folkunger", „Das Erbe von Bjälbo" (1905—1907) und die „Neuen Gedichte" (1915) führen diese Linie weiter zur Veredlung aufrechten, freudigen Mannestums. Wie ein Gruß verwandten, nordischen Geistes klingen darum auch seine Worte zu uns herüber:

> Voran, voran, du neuer Tag,
> Mit Morgenlied und Hammerschlag
> Und fürchte nicht Gefahren.
> Zünd edlen Kampf, gib Schutz dem Herd,
> Laß wie ein Sturmblitz Geistes Schwert
> Vor unsern Scharen strahlen.
> Leucht weit, weit über Volk und Land,
> Mach reich die Seele, fest die Hand,
> Daß wir als Alte tragen stolz
> Der Jahre Freud und Leid
> Und wandern fort und säen Saat
> Im Lenz der neuen Zeit.

Werner Köhler ⅄

Am 14. Juli 1940 ist unser Mitarbeiter Werner Köhler nach langer Krankheit im 51. Lebensjahre gestorben. Werner Köhler wurde am 10. Oktober 1889 in Alt-Chemnitz bei Chemnitz geboren und verlebte seine Jugendzeit in Berlin. Er gehörte zu den ersten Wandervögeln, die mit Rucksack und Skizzenbuch durch ganz Deutschland wanderten und zum ersten Male wieder den Blick für altüberliefertes wertvolles Volksgut öffneten. Besonders seine zweite Heimat, die Mark Brandenburg, hat er auf diese Weise erforscht. Was er da an Skizzen, Aufnahmen und Aufzeichnungen von volkhaften Dingen gesammelt hat, wurde in dem ersten Band der „Brandenburgischen Fahrten" veröffentlicht, der mit Unterstützung des Märkischen Museums erschien. Diese Arbeit hat Köhler später in seinen „Deutschen Fahrten" in vielen anderen deutschen Gauen fortgeführt. Das wertvollste Ergebnis seiner Arbeit ist das von ihm geschaffene umfangreiche volkskundliche Bildarchiv, aus dem wir in „Germanien" viele wichtige und teilweise einmalige Bilder veröffentlichen konnten, die zum Teil mit Beiträgen aus Werner Köhlers eigener Feder erschienen. Bis in die letzte Zeit seines Schaffens hinein hat er diese rastlose Sammeltätigkeit fortgesetzt. Die Zeitschrift „Germanien" verliert in Werner Köhler einen Mitarbeiter, dessen Verhältnis zur deutschen Volkheit und zum deutschen Ahnenerbe, unbeschwert von aller Theorie, durch unmittelbare Fühlung mit dem lebendigen Volkstum bestimmt war, und dessen Lebenswerk für lange Zeit eine wertvolle Quelle für die Wissenschaft und die Volkstumsarbeit bleiben wird.

J. O. Plassmann



Rudolf Siemsen

Am 29. Mai 1940 fiel beim Vormarsch auf Dünkirchen in der Schlacht bei Wormhoudt der SS-Scharführer Dr. Rudolf Siemsen im Alter von sechsundzwanzig Jahren.

Siemsen war wissenschaftlicher Mitarbeiter des „Ahnenerbes", und seine Forschung galt ganz den Zielen, die diese Gemeinschaft sich gesetzt hat: dem Erfassen der großen Lebensmächte der germanischen Geschichte, ihrer Glaubens- und Gemeinschaftsformen in Wandlung und innerer Beständigkeit.

Der junge Forscher, der auch an dieser Zeitschrift mitgearbeitet und ihr einen wertvollen Aufsatz über Zunftsagen geliefert hat („Germanien" 1939), hinterläßt ein großes wissenschaftliches Werk, das seinem Namen Dauer geben wird, ein — noch nicht veröffentlichtes — Buch „Germanengut im Zunftbrauch".

Es ist dies eine für die politische Geschichte wie Religionswissenschaft und Volkskunde gleich wichtige Untersuchung.

Unter den politischen Lebensformen der germanischen Geschichte zählen Gilden und Zünfte zu den bedeutendsten und aufbaukräftigsten. Die mittelalterliche deutsche Stadt verdankt Gildeverbänden politische, militärische und wirtschaftliche Stärke, und in den übrigen germanischen oder germanisch bestimmten Ländern, in England und Skandinavien, aber z. B. auch im nördlichen, fränkischen Frankreich sind sie Kultur- und Machtträger, wie sie auch eine der allerwichtigsten Gemeinschaftsformen darstellen, in denen sich die politische und volksmäßige Expansion des Germanentums vollzieht.

Viele Jahrzehnte lang hat die Forschung gemeint, die Gilden und Zünfte seien zunächst und an erster Stelle wirtschaftliche Unternehmungen gewesen, ungefähr wie Handelsgesellschaften des 19. Jahrhunderts. Die Geschichtsauffassung, in deren Vordergrund die Wirtschaft und das Geschäftsinteresse steht, schien hier eine klassische Bestätigung zu finden.

Siemsen hat nun durch eine umfassende Untersuchung der irrationalen Gemeinschaftssitten, -rechte und -ordnungen nachgewiesen, daß diese so umstrittene wie bedeutende Lebensform nach Wesen und Herkunft ganz anders gesehen werden muß.

Belebt und zusammengehalten durch Opfer und Kult, erfüllt von hohem mythischen Ernst, der die Lebenden an ihre Toten bindet, getragen von kriegerischer Selbständigkeit des einzelnen gegenüber dem Ganzen, sind diese Gebilde in ihrem Ursprung, und solange sie gesund bleiben, das Gegenteil atomistischer Interessenverbände: sie sind, im höchsten Sinn des Wortes, echte, opferbereite Lebensgemeinschaften und darum auch starker politischer Macht fähig.

Die Arbeit, die die Auseinandersetzung mit den verbreiteten positivistischen Anschauungen gründlich und mit breitem geschichtlichen Beweismaterial führt, wird starke Wirkung tun. Sie wird, nach jahrzehntelanger Begriffsverengung, ein wichtiges Gebiet germanischer Lebens-, Glaubens- und Machtgeschichte tiefer und, wie wir glauben, richtiger sehen lehren.

Ihr Verfasser hat an dieser Untersuchung mit ganzer Seele gearbeitet. Er kam auf die Universität mit dem Willen, der alten Sozialauffassung ein neues Gemeinschaftsdenken auch im Wissenschaftlichen entgegenzusetzen. Nach einigem Suchen beschritt er den historischen Forschungsweg, auf dem dieses Buch entstand, das sein erstes und letztes bleiben sollte. Wer ihn kannte, wird den Ernst, die Kraft und die Reinheit gesehen haben, mit dem er seiner Aufgabe gedient hat. Wir ehren in ihm einen Mann, dem Leben und Wissenschaft, Dienst an den Aufgaben der Zeit und persönliches Wollen eng verbunden waren. Alle, die mit seiner jungen Gattin und seinem Töchterchen um ihn trauern, werden seiner in Ehren gedenken.

Otto Höfler

Die Fundgrube

Der Dreistufenbaum als Maibaum

Unser Bild, eine französische Miniatur des 15. Jahrhunderts, atmet die ganze Süße und Innigkeit der späten Gotik. Einmalig scheint es uns bei flüchtigem Betrachten Schilderung eines Erlebnisses mit all den konkreten Einzelheiten in Personen und Umwelt zu sein, malerisches Abbild einer reichen Wirklichkeit, wie sie damals in den Burgen der leise versinkenden Welt des Rittertums im „Herbst des Mittelalters" überall zu finden war. Eine vertiefte Betrachtung des Bildes und seiner Züge aber zeigt sofort, daß wir es nicht mit einer Darstellung eines Geschehens, eines einmaligen Vorgangs zu tun haben, sondern daß hier sinnbildhaft und dem zeitgenössischen Betrachter ohne weiteres verständlich eine allgemeingültige Schau eines wichtigen Teils im Ablauf des Jahres, der Frühling mit den in ihm erwachenden Lebens- und Liebeskräften, dargestellt wird. Was hier nämlich von freilich ungewöhnlich feinfühliger Künstlerhand gemalt ist, findet sich ebenso in zahllosen Bildern, die zumeist als „Liebesgarten", „Liebesbrunnen" oder in Monatsbildern als „Mai" oder „Frühling" bezeichnet werden. Immer ist dabei ein Liebespaar zu sehen, im Grünen malerisch gelagert, manchmal von einem Narren begleitet, oft mit Maizweigen in den Händen, in geschmücktem Kahn fahrend oder stolz ausreitend. Selten fehlt der Brunnen, dessen Becken bisweilen in drei Stockwerken übereinander angeordnet sind. Selten fehlt auch der Baum, der auf den „Frühlings"-Bildern von Abel Grimmer, Lukas von Valckenborch und Hans Bol dreistufig geschnitten ist. Wie weit dieses Nebeneinander von Jungfrau, Brunnen und Baum zurückreicht und wie deutlich der mythische Urgrund in all diesen Darstellungen hervorschimmert, braucht hier nicht ausführlich dargelegt zu werden. Es sei nur an die Märchen vom Lebenswasser und von der Frau Holle erinnert oder an die höfisch-dichterische Stilisierung der gleichen Elemente im Meleranz des 13. Jahrhunderts, wo eine „geleitete" Linde auf einem Anger steht, mit einem wundersamen zwei-



„Liebesgarten". Nach: Lanson, Littérature française

röhrigen silbernen Brunnen und einer schönen Jungfrau, die der Held im Kampf gewinnt, und wo dann unter der Linde das Fest der Vereinigung der Liebenden mit Spiel und Tanz gefeiert wird. Erinnert sei weiterhin an die Weltesche mit dem Brunnen der Urd und an das Swipdagslied der Edda, wo zwar der Brunnen fehlt, dafür aber die schützende Umhegung in Gestalt des wabernden Feuers besonders deutlich ist. So finden also Baum und Brunnen, Rasenbank und Zaun und das junge Paar ihre eindeutige Erklärung aus altem Volksbrauch, dem Maibrauch mit seinen Maibrautspielen und den Baum- und Brunnenfesten. Dieser Brunnen ist somit der uralte Lebensbrunnen, der Baum aber der Lebens- und Maibaum. Es soll nun keineswegs geleugnet werden, daß in unserem Bild der Baum verniedlicht und zu einem Stück spielerischer Gartenkunst herabgesunken ist, derselbe Baum, der im Stundenbuch der Anna von Bretagne (Germanien 1938, 147) und im Bild von Valckenborch (Germanien 1940, 287), bei Grimmer und Bol und in zahllosen anderen alten Gemälden (Germanien 1938, 392) groß und alles beherrschend aufragt. Stufige Bäumchen in Gärten kennen wir weiterhin von Miniaturen aus dem Breviarum Grimani und dem des René d'Anjou. Auch die thronende Madonna des Quentin Massys in Berlin weist ein solches Bäumchen auf. Hier aber ist der alte Zusammenhang noch zu ahnen, denn es fehlt weder der Brunnen noch der Zaun. Daß wir bei all diesen frühen Gartendarstellungen noch nicht mit einfachen Natur- oder Landschaftsbildern, d. h. mit Abbildern konkreter Wirklichkeit zu rechnen haben, ist klar. Im Gegenteil ist anzunehmen, daß die Darstellung der Gärtchen, bevor sie noch die Wirklichkeit nachzubilden versucht, ikonographisch zurückgeht auf jene sinnbildhafte Aufzeigung des Maipaares beim Brunnen unter dem Baum und daß deshalb die Dreistufigkeit des Baumes auch dann noch erhalten bleibt, wenn sie sinnlos, ja unverständlich geworden ist. Aus dieser rein äußerlichen Beharrlichkeit versteht man auch, daß später zweistufige Bäumchen in diese Bilder geraten und daß Gartenkünstler des 16. Jahrhunderts in ihre Entwürfe immer wieder stufige Bäume, oft grotesk ausgestaltet, einfügen. Attribute des Frühlings und als solche allgemeinverständlich sind sie dann freilich nicht mehr. Das Bäumchen unseres Bildes aber scheint mir seine alte Bedeutung noch mehr erhalten zu haben und dies durch seine Stellung genau in der Bildmitte zu kennzeichnen, so daß es trotz seiner Kleinheit den Bildinhalt ohne Zweifel beherrscht.

Friedrich Mößinger

Die Bücherwaage

Gedächtnisschrift für Wilhelm Petzsch. Von Carl Engel. Mitteilungen aus dem Vorgeschichtlichen Seminar der Universität Greifswald, 11/12. Heft. Universitätsverlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald 1940. RM. 8,—.

Dem Manne, der als erster an der Universität Greifswald die deutsche Vorgeschichte als selbständiges Fach vertreten hat und der so plötzlich mitten aus seinem reichen Schaffen abberufen wurde, ist von seinen Freunden und Schülern ein reichhaltiger Band gewidmet worden, der dem Leser durch die Fülle der Beiträge einen Querschnitt durch die pommersche Vorgeschichte vermittelt.

Den Anfang gibt E. Pernice mit einer Schilderung der Geschichte der Greifswalder Sammlung vaterländischer Altertümer, der sich eine Würdigung des Schaffens Wilhelm Petzschs aus der Feder O. Kunkels und die Zusammenstellung seiner Veröffentlichungen durch H. Münscher anschließen. C. Umbreit legt neues, stratographisch geschiedenes Grabungsmaterial vom Kap Buddelin vor und kann damit Wesentliches zur Chronologie der Lietzow-Kultur beisteuern. Weitere Berichte von steinzeitlichen Funden liefern H. Agde, J. Becker und A. Boedeker. An Hand einiger Schmuckstücke weist E. Sprockhoff auf die Sonderstellung hin, die das Land an der unteren Oder zur Bronzezeit einnimmt. In den gleichen Zeitabschnitt verweisen die Berichte von C. Engel, H. G. Hackbarth und J. Becker, von denen die ersteren die Grabungsergebnisse von Hügelgräbern liefern, der letzte einen Hortfund der Per. III mit Ringen und einem Tüllenbeil bespricht. Einer verdienstlichen Zusammenstellung der Hausurnen in Pommern von H. J. Eggers folgt eine Untersuchung der bildlichen Darstellungen des Halsschmuckes auf pommerschen Gesichtsurnen von W. La Baume. Der Beitrag von W. D. Asmus, der Wege zur Trennung semnonischen und langobardischen Formgutes aufzeigt, leitet zu den jüngeren Abschnitten der pommerschen Vorgeschichte über.

O. Dibbelt bespricht ein Brandschüttungsgrab mit Schildbuckel und Lanzenspitzen, H. Gau legt neues Material aus einem Gräberfeld der Völkerwanderungszeit vor. Den gleichen Zeitabschnitt behandeln auch R. Schindler, der dem römischen und nordostgermanischen Bernsteingewerbe eine Untersuchung widmet, und E. Petersen, dessen Zusammenstellung rügenscher und vorpommerscher Schalenurnen hinsichtlich der Bevölkerungsfragen jenes Zeitabschnittes interessante Perspektiven eröffnet. Mit dem Bericht von K. A. Wilde über die Walluntersuchungen auf dem Silberberge bei Wollin und der kurzen Besprechung des überaus reichen Münzfundes von Karrin durch A. Suhle, womit der Anschluß an die geschichtliche Zeit gegeben ist, findet das Buch seinen Abschluß.

Die Reichhaltigkeit des behandelten Stoffes ist aus dieser gedrängten Inhaltsübersicht kaum zu ersehen. Das Buch ist zunächst für den Fachmann geschrieben, und jeder, der sich mit den Problemen der norddeutschen Vorgeschichte befaßt, wird in diesem Doppelheft einen guten Helfer finden. Durch die mit Abbildungen reich versehenen Fundberichte und -zusammenstellungen wird das Buch schon als Quellenschrift von beständigem Wert bleiben.

Walter Kropf

Joseph Müller-Blattau, Germanisches Erbe in deutscher Tonkunst (Deutsches Ahnenerbe II 12). Widukind-Verlag Alexander Boß, Berlin-Lichterfelde 1938, 115 Seiten. RM. 2,85.

Seit ich 1920 im 1. Band meiner dreibändigen „Geschichte der deutschen Musik" (Cotta) erstmals ausführlich die Musik der Germanen im Altertum und Mittelalter dargestellt hatte, ist dies ehedem sowohl musikgeschichtlich wie volkskundlich so wenig bebaute Feld fleißig beackert worden, besonders rege von Müller-Blattau, dem Freiburger Ordinarius für Musikwissenschaft. Man verdankt ihm eine Reihe wertvoller Abhandlungen zur Geschichte unserer ältesten erhaltenen Volksweisen, und er faßt ihre Ergebnisse hier samt manchem weiteren Zuwachs anschaulich zusammen. Er gliedert den Stoff nach altgermanischer, mittelalterlicher und neuerer Zeit (das mittlere Kapitel nach weltlich und geistlich, das letzte nach den Phasen vor und seit 1750 getrennt), wobei die Musterung des mittelalterlichen Weisenbestandes naturgemäß am ergiebigsten ausfiel. Schöne Ergebnisse wie für das Freisinger Petruslied die Wiedererkennung des Melodietyps von „Nun bitten wir den heiligen Geist" oder der Versuch, das Sanktgallische Ratpertlied aus den linienlosen Neumen wiederherzustellen, seien ebenso wie die Ausblicke auf Brauchtumsweisen, auf die Geißlermelodien und Marienklagen hervorgehoben. Betreffs der vorchristlichen Singweisen bleibt manches, wie es im Wesen der spärlichen Überlieferung liegt, Vermutung oder, wie die Miteinbeziehung finnischer Verhältnisse, fraglich. Insgesamt gibt es nur wenige, die es Müller-Blattau an Kenntnis des weitschichtigen Bestandes und dessen leicht lesbarer Darstellung gleichtun könnten, kaum einen zweiten, der ihn in der Erfassung der Melodietypik überträfe.

Hans Joachim Moser

Wälle im Westen vor 2000 Jahren und heute. Von Kurt Hotzel. 127 Seiten. Verlag „Die Wehrmacht", Berlin 1940. RM. 1,20.

Wenn man heute nach der Entscheidung noch einmal die Lage des Westwalls und der Maginot-Linie mit dem Verlauf der römischen Befestigungen vor rund 2000 Jahren vergleicht, so wird die ständige Gegenwart unserer Geschichte deutlich.

Kurt Hotzel schildert in sehr anschaulicher Form, die wie eine Anekdote das Wesentliche erfaßt, die erste große Auseinandersetzung zwischen Germanen und dem Westen nach den Quellen im Zusammenhang mit dem heutigen Kampf. Man sieht, wie der germanische Angriffswille durch Armin weit ausgreift. Die Umrisse des kommenden Reiches werden sichtbar. Armins Werk zerbricht. Es ist aber nicht vernichtet, sondern wächst bis in unsere Zeit. Hotzel gibt diesem sich immer wieder erneuernden Ringen abschließend folgenden Sinn: „Nach zweitausend Jahren steht das Großdeutsche Reich als Ergebnis einer langen, schmerzlichen Klärung. Der Westwall ist sein Sinnbild. Am Wall der Fremden wurde einst Armin sich dessen bewußt, was sich nach ihm in Jahrhunderten vollziehen mußte. Am deutschen Wall steht geeint und selbstgewiß sein Volk. Ihm gehören die kommenden Jahrtausende."

Hellmuth Gruß

Peter Wlast Graf von Breslau. Ein Wikinger auf ostdeutschem Boden. Von Hermann Uhtenwoldt. Ostmark, du Erbe meiner Väter. Verlag Priebatsch, Breslau 1940. 52 S. RM. 1,50.

Die Gestalt des Peter Wlast ist mit Unrecht zu wenig bekannt. Als Breslauer Graf († 1153) steht er an der Schwelle der deutschen Geschichte Schlesiens und hat in seiner Politik gegenüber den polnischen Herzögen die selbständige Entwicklung Schlesiens vorbereiten helfen, bis er im Jahre 1145/46 in die polnischen Thronstreitigkeiten hineingezogen und geblendet wurde. Uhtenwoldt, der sich in eingehenden Untersuchungen mit seiner Geschichte befaßt hat, legt jetzt ein zusammenfassendes Bild seiner Persönlichkeit vor. Von besonderer Wichtigkeit erscheinen uns dabei der Hinweis auf die germanische Abstammung dieses im Dienst des polnischen Herzogs stehenden Feldherrn und die Ausführungen über Wikingerfunde in Schlesien und bei Breslau, von denen einige in Abbildungen beigegeben sind.

K. Jordan

Zwiesprache

In einer Zeit, in welcher der *deutsche Soldat* als Sieger oder als Beschützer und Befreier den ganzen Westen Europas von Narwik bis zum Golf von Biskaya besetzt hält, wird man sich immer wieder der Beständigkeit erinnern, die dieser deutsche Soldat im Verlaufe von 500 Jahren in der deutschen Geschichte und darüber hinaus in der Geschichte Europas gezeigt hat. Wenn zu Beginn des 16. Jahrhunderts der deutsche Landsknecht als „der beste Soldat der Welt“ an die Stelle der oberdeutschen Schweizer trat, so liegen in dieser Zeit auch die Ursprünge der volkhaften Vorstellungen vom Soldaten, wie sie in manchem bis heute lebendig geblieben sind. Haben wir in früheren Heften das Denken und Fühlen des Soldaten selbst auf der Spur seiner Lieder begleitet, so zeichnet uns *Paul Zaunert* diesmal in großen Umrissen die Züge, die das Bild des *Soldaten* im Reiche des *Märchens* angenommen hat, in dem er eine höchst bedeutsame Rolle spielt. Auch hier führt der Landsknecht den Reigen an: er vermittelt Züge, die noch zum germanischen Kriegertum gehören, einer späteren Zeit und ist so selbst Mittler zwischen zwei Zeitaltern. — *H. J. Moser* zeigt dann an den *Soldatenliedern der Wrangel- und Moltke-Zeit*, wie das Biedermeier selbst auf das Soldatentum und seine Lieder abfärbt. Auch hier ist es ein getreuer Spiegel des Zeitalters, das dann in den Feldzügen nach Dänemark, nach Böhmen und nach Frankreich seinen kriegerischen Ausklang findet. Im Erlebnis des Friedens und des Krieges wird hier das Soldatenlied wiederum zum echten Volkslied; ein Zeichen dafür, wie die großen Heerläufer, selbst durchaus volkstümliche Gestalten, das neue Heer der allgemeinen Wehrpflicht zu einem lebendigen Bestandteil der Volkheit gemacht haben; eine Entwicklung, die in unserer Zeit ihre ruhmreiche Vollendung gefunden hat. — Einen tiefen Einblick in den Staatsgedanken unseres mittelalterlichen Ersten Reiches gewährt der Beitrag von *Martha Weber* über *Kaiser- und Königsmonogramme des Mittelalters*. Das Mittelalter dachte, wie die germanische Zeit, auch im Staatlichen nicht in abstrakten Begriffen, wie der römische Staat. Seine Staatsanschauung und sein Staatsgefühl lebten in Symbolen, kraft deren auch der König und Kaiser als „Herrscher der Welt“ sein Amt ausübte. Neben den eigentlichen Königsinsignien gehört zu diesen Symbolen auch das *Monogramm*, das eine ganz besondere Erscheinungsform der Königsgewalt ist. Die Verfasserin weist an Hand vieler Beispiele nach, daß das Königsmonogramm in der äußeren Gestalt zwar Vorbilder in nichtgermanischen Ländern hat, daß aber die eigentliche Vollziehung des Handzeichens in der Hinzufügung des Beistriches durch die königliche Hand selbst bestand, wodurch die Urkunde erst „gekräftigt“ oder „gefestigt“ wurde. Diese Handzeichen sind also verwandt mit dem „Mark“, dem Hof- oder Sippenzeichen, in welchem nach germanischer Anschauung der Urheber selbst als Persönlichkeit und als Vertreter seiner Sippe oder seines Amtes in die Erscheinung trat. Erst mit dem Reichstag zu Worms verschwindet das Monogramm ganz aus den Königs- und Kaiserurkunden und wird durch den reinen Namenszug ersetzt: an diesem Reichstag wird ja auch sonst im Staats- und Glaubensbereiche das Ende der mittelalterlichen Welt und der germanischen Dauerüberlieferung sichtbar. — *Otto Stelzer* beginnt in diesem Heft eine Aufsatzreihe über Stil und Gestalt unserer ältesten Kunst. Er wirft zunächst die bedeutsame und noch keineswegs gelöste Frage auf, ob es eine vormittelalterliche nordische Baukunst gegeben hat. Er ist der Meinung, daß das Vorhandensein von Kultbauten, seien es Megalithgräber, Menhire oder Pyramiden, noch nicht berechtigt, von einer *Baukunst* im eigentlichen Sinne zu sprechen. Als das Merkmal der eigentlichen Baukunst betrachtet er die bewußte Gestaltung des Innenraumes, während bei den übrigen Kultbauten die äußere Kontur das Maßgebliche war. Den Beginn einer nordischen Baukunst bringt er in Verbindung mit der Entwicklung von der Verehrung Gottes als Naturmacht zum Kult persönlicher Götter: „Gott als Naturmacht bewohnt die Natur und das All, Gott als Person einen Raum.“ Den Beginn einer eigentlichen germanischen Baukunst verlegt er daher in die Völkerwanderungszeit; er vermutet einen Zusammenhang zwischen dem großen Raumerlebnis dieser Zeit und dem Erlebnis des Innenraums. — Eine alte Streitfrage, die sich um einen nur aus der Literatur bekannten angeblich *slawischen Kultgegenstand* dreht, erfährt neuerdings durch die Auffindung von vier frühdeutschen Heilszeichen aus Westfalen, die fast genau der Beschreibung entsprechen, eine ganz neue Beleuchtung. — *Friedrich Mößinger* bringt einen neuen schönen Bildbeleg für den *dreistufigen Baum*, der hier besonders deutlich als ein Sinnbild des Frühlings und des neuen Lebens erscheint.

Pl.

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Anzeigenleiter: Hans Boehm, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11.
Druck: Georg Koenig, Berlin C 2.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 10 1940 Oktober

Germaniens Sendung und ihre Erfüllung

Ein Jahr und ein Monat sind vergangen, seitdem die Mächte, die den Zugang zum Atlantischen Ozean und damit Europas Zugang zum Weltmeere beherrschen wollten, dem Reiche der europäischen Mitte den Handschuh zum zweiten und endgültigen Vernichtungskampfe hinwerfen zu können glaubten. Es bedurfte keines Jahres, da lag die größte atlantische Festlandsmacht, seit langem zum Schildknappen ihres alten nördlichen Gegners geworden, geschlagen am Boden. Es war eine Niederlage, die mit keiner früheren zu vergleichen ist; denn sie offenbarte sich als Auswirkung eines inneren Zusammenbruches, der eine ganze, jahrhundertealte Ideologie in seinen Strudel hinabzog. Das angelsächsische Reich nördlich des Kanals, das noch vor kurzem in unerhörter Anmaßung seine Grenze am Rhein festlegen wollte, kämpft um seine eigenen Seegrenzen in einem Meere, das heute fast von allen Seiten durch das festländische Germanenreich beherrscht wird. Der freventliche Verrat an der europäischen Rasse, den es vor 26 Jahren verübte, kehrt sich wider seine Urheber: in einem Jahre ist das Ansehen des Inselreiches in der ganzen Welt verfallen, in Afrika muß es den siegreichen Feldzeichen Italiens weichen, in Ostasien bezahlt es seinen Verrat am Kontinent mit dem völligen Zusammenbruch seiner Vormachtstellung, und in Europa gibt es kein Land mehr, das mit dem angemaßten Schiedsrichter der Welt gemeinsame Sache machen möchte. England, einst die Barriere Europas zum Ozean, ist aus Europa herausgedrängt, und diese Tatsache hat es durch die Erklärung des Krieges an den Kontinent selbst besiegelt.

Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit, sagt ein altes Wort; und die völlige Blindheit gegenüber allen sich regenden Kräften der Zukunft ist noch immer das sicherste Anzeichen für das hoffnungslose Altern eines politischen Organismus gewesen. Kein Wunder, daß England sich mit allen den Kräften verbündet hat, die einer sterbenden Welt angehören, und daß es mit ebenso verhängnisvoller Folgerichtigkeit allen aufstrebenden und jungen Kräften entgegentrat. Wobei es freilich auch übersah, daß gerade diese aufstrebenden jungen Kräfte Träger uralter, aber wahrhaft lebendiger Überlieferung sind, der jene Gegenkräfte nichts entgegenzustellen haben als den Anspruch, für immer die alleinigen Nutznießer eines schnellen, aber auch höchst vorläufigen Raubzuges über die ganze Erde zu bleiben. Man hat diesem Raubzug allerhand klingende Namen und Rechtfertigungen gegeben: von der Bibel angefangen